

# Emil, oder Über die erziehung

Jean-Jacques  
Rousseau

librairie  
A. Jullien  
GENÈVE

160

FL 6047.3

HARVARD COLLEGE LIBRARY



IN MEMORIAM  
ARTHUR STURGIS DIXEY  
1880 \* 1905  
HARVARD COLLEGE 1902





Jean Jacques Rousseau.

o  
Schulausgaben pädagogischer Klassiker.

Herausgegeben von  
Dr. Theodor Tupetz.  
Heft 6.

---

o  
J. J. Rousseau,

# Emil oder Über die Erziehung

Herausgegeben von  
Dr. Theodor Tupetz,  
k. k. Landesschulinspektor.

Mit 1 Titelbild.

2. Abdruck der 1. Auflage in neuer Rechtschreibung.

Preis: gebd. 1 K 50 h = 1 M. 20 Pf.

---

Wien.  
F. T e m p s k y.

Leipzig.  
G. F r e y t a g.

1905.

FL 6047.3

Harvard College Library  
Nov. 10 1908  
from the  
Dixy Memorial gift

## Inhalt.

---

	Seite
<u>I. J. J. Rousseau; sein Leben und Wirken . . . . .</u>	<u>5</u>
<u>II. Emil oder Über die Erziehung.</u>	
<u>Aus der Vorrede . . . . .</u>	<u>10</u>
<u>Erstes Buch . . . . .</u>	<u>12</u>
<u>Zweites Buch . . . . .</u>	<u>42</u>
<u>Drittes Buch . . . . .</u>	<u>86</u>
<u>Viertes Buch . . . . .</u>	<u>98</u>
<u>Fünftes Buch . . . . .</u>	<u>106</u>

---

Druck von Rudolf M. Rohrer in Brünn.

## I.

### J. J. Rousseau; sein Leben und Wirken.<sup>1)</sup>

Als unter der Regierung des sittenlosen und verschwenderischen Königs Ludwig XV. sich jene allgemeine Unzufriedenheit mit dem Bestehenden unter dem französischen Volke verbreitete, welche schließlich zu der furchtbaren Revolution von 1789 führte, trat in Frankreich ein Schriftsteller auf, der auch auf dem Gebiete der Erziehung eine Revolution herbeiführen, sie von Grund aus umgestalten wollte. Dieser Schriftsteller, der auch sonst mit Recht als ein Vorläufer der Revolution betrachtet wird, hieß Jean Jacques Rousseau (sprich: Schan Schak Russoh).

Rousseau wurde im Jahre 1712 geboren; seine Vaterstadt war Genf. Wie die meisten Einwohner dieser Stadt, bekannten sich auch die Eltern Rousseaus zur Lehre Calvins. Rousseaus Vater war einer der schon damals durch ihre Geschicklichkeit berühmten Genfer Uhrmacher; seine Mutter, eine durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Frau, starb, als Rousseau geboren wurde. „Meine Geburt war mein erstes Unglück,“ sagt darum Rousseau in der von ihm selbst verfaßten Geschichte seines Lebens.

Die Erziehung, welche Rousseau von seinem Vater erhielt, war in mancher Hinsicht eine verkehrte; so gestattete ihm sein Vater, der selbst leidenschaftlich gern Romane las, schon im fünften und sechsten Lebensjahre gleichfalls solche zu lesen. Vater und Sohn lasen ganze Nächte miteinander, und wenn am Morgen das Zwitschern der Schwalben sie aufschreckte, so sagte der Vater zuweilen beschämt: „Wir müssen zu Bette gehen, ich bin ein größeres Kind als du.“

Diese frühe Bekanntschaft mit Romanen bewirkte, daß der junge Rousseau, wie er selbst gesteht, ganz sonderbare und überschwengliche

<sup>1)</sup> Nach Tupetz, Geschichte der Erziehung und des Unterrichts, 2. Auflage; Prag, Tempsky 1896.

Vorstellungen vom menschlichen Leben erhielt, von welchen weder Erfahrung noch Überlegung ihn ganz wieder heilen konnten. Eine Folge davon war, daß er sich zeitlebens, selbst als er schon berühmt geworden war, für einen unglücklichen, ungerecht verfolgten Menschen hielt; auch seine Unzufriedenheit mit allem Bestehenden in Staat und Kirche war nicht bloß eine Folge der damals wirklich vorhandenen Übelstände, sondern zum großen Teile der Unfähigkeit Rousseaus, sich in die Menschen und die Verhältnisse, wie sie eben sind und waren, zu schicken. Die abgöttische Liebe, welche Rousseaus Vater seinem Sohne gegenüber zeigte, der Umstand, daß ihm alle seine Wünsche erfüllt wurden, so daß ihm „gar nicht war, als ob er Wünsche hätte“, scheint ebenfalls ungünstig auf den Knaben eingewirkt zu haben.

Im achten Jahre verlor Rousseau auch die Fürsorge seines Vaters; dieser sollte nämlich infolge eines Raufhandels in das Gefängnis gebracht werden, zog es aber vor, Genf für immer zu verlassen. Der junge Rousseau kam nun in die Obhut eines *Predigers*, der in einem Dorfe bei Genf wohnte und bei dem er Latein lernen sollte.

Er wurde von demselben im ganzen gut behandelt; doch hatte er einmal das Unglück, wegen eines an sich unbedeutenden Vergehens, das er noch dazu nicht einmal wirklich begangen hatte, eine harte körperliche Züchtigung zu erleiden. Dies machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er, wie er selbst erzählt, von da an die Heiterkeit seines kindlichen Lebens verlor.

Nach Genf zurückgekehrt, sollte er endlich einen Beruf wählen und kam, da er nicht wohlhabend genug war, um an einer Universität zu studieren, zuerst als Schreiber zu einem Rechtsanwalt, dann als Lehrling zu einem *Kupferstecher*.

Die Entbehrungen, die er hier zu erdulden hatte, die harte Behandlung, die er erfuhr, standen zu seinem früheren, sorgenlosen Leben in grellem Gegensatz; unfähig, sich in die neue Lage zu finden, wurde er faul, verlegte sich auf das Lügen und zuletzt auf das Stehlen.

Für seine kleinen, aber immer sich wiederholenden Diebereien und andere schlechte Streiche von seinem Lehrherrn hart gezüchtigt, faßte er endlich den Entschluß, zu fliehen. Nach den Romanen, die er gelesen hatte, zweifelte er nicht daran, es werde ihm draußen in der großen Welt ein leichtes sein, auf irgendeine wunderbare Weise sein Glück zu machen. Natürlich

sah er sich bald enttäuscht. Von Ort zu Ort wandernd, mußte er, um seinen Lebensunterhalt zu finden, die verschiedensten Stellungen annehmen; bald war er Bedienter, bald Musiklehrer, bald Feldmesser, dann wieder Schreiber und Reisebegleiter.

In Turin trat er zum katholischen Glauben über, in der — wie sich bald zeigte — irrigen Hoffnung, durch die Unterstützung vornehmer katholischer Würdenträger ein besseres Fortkommen zu finden. Als Mann kehrte er, um das Bürgerrecht von Genf, das er durch seinen Übertritt verloren hatte, wieder zu erhalten, zur calvinischen Lehre zurück.

Auch als Erzieher versuchte sich Rousseau, und zwar zu Lyon, aber ebenfalls mit geringem Erfolge, weil er die aller-  
verkehrtesten Mittel anwendete.

Bald suchte er, wie er selbst erzählt, seine Zöglinge durch Vernunftgründe zu leiten, welche sie bei ihrem jugendlichen Alter noch gar nicht verstehen konnten: ein andermal wollte er sie rühren, indem er sich an ihr Gefühl wendete, und wurde dabei so weichmütig, daß er beinahe selbst weinte. Wenn alles nichts half, geriet er in Wut; dann aber hatte der Zögling erst recht den Sieg über ihn davongetragen, denn, wie er selbst sagt, „nun war er der Verständige und ich das Kind“.

Nach längeren Irrfahrten nahm endlich Rousseau seinen Wohnsitz in Paris.

Hier überreichte er der französischen Akademie (einer von Richelieu gegründeten Gesellschaft von berühmten Gelehrten und Dichtern welche die Aufgabe hat, den Fortschritt der Wissenschaften und Künste zu fördern) einen Plan, nach welchem die Töne der Musik nicht mehr mit Noten, sondern mit Ziffern bezeichnet werden sollten, fand aber nicht den gehofften Anklang. Auch die Opern, welche er komponierte, die Lustspiele, welche er verfaßte, hatten keinen durchschlagenden Erfolg; doch gelang es ihm immerhin, durch seine Talente die Aufmerksamkeit hochgestellter Personen auf sich zu lenken und, von ihnen unterstützt, ein Hauswesen zu gründen. Sein Dasein war freilich auch in dieser Zeit noch so wenig gesichert, daß er großenteils durch Notenabschreiben seinen Lebensunterhalt verdienen mußte und die fünf Kinder, welche ihm nach und nach geboren wurden, sämtlich in das Findelhaus gab, damit sie, wie er sagte, „lieber Bauern und Bürger würden statt Abenteurer und Glücksritter“ gleich ihrem Vater.

Als Rousseau nahezu 40 Jahre alt war, ging endlich sein sehnlichster Wunsch, berühmt zu werden, in Erfüllung. Er hatte in einer Zeitung gelesen, daß eine Gesellschaft von Gelehrten in Dijon<sup>1)</sup> einen Preis ausgeschrieben habe für die beste Beantwortung der Frage: „Haben die Fortschritte der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten beigetragen?“ Er bewarb sich um diesen Preis, indem er in seiner Abhandlung die Behauptung aufstellte, daß die Menschen durch die Wissenschaften und Künste keineswegs besser, sondern schlechter würden. Trotzdem erhielt er den Preis, weil er die Gabe besaß, durch den Glanz seiner Darstellung selbst unrichtigen Ansichten den Schein der Wahrheit zu verleihen.

Einige Jahre später schrieb Rousseau eine zweite Abhandlung „Über die Ursache der Ungleichheit unter den Menschen“; auch in dieser empfahl er die Rückkehr zum „Naturzustande“, das ist zu jenem Zustande, in welchem sich die rohesten Völker befinden, denen Kunst und Wissenschaft noch völlig unbekannt sind. Der berühmte französische Schriftsteller Voltaire (sprich: Woltähr), obwohl sonst in mancher Beziehung ein Gesinnungsgenosse Rousseaus, bemerkte spöttisch, als er das Buch gelesen hatte: „Noch nie ist so viel Geist aufgewendet worden, um uns womöglich zu Vieh zu machen. Liest man Ihr Buch, so bekommt man Lust, auf allen Vieren zu laufen.“ Rousseau befolgte teilweise selbst die Lehren, die er in diesem Buche gab, indem er seine Uhr, seinen Degen, seine seidenen Strümpfe usw. ablegte, grobe Wäsche und unansehnliche Kleidung trug und die Jahresgehälter, die ihm angeboten wurden, nicht annahm, sondern trotz seines Ruhmes sich auch fernerhin vom Notenabschreiben nährte.

Von den übrigen Schriften Rousseaus ist der „Gesellschaftsvertrag“ darum anzuführen, weil darin die Lehre verkündet wird, daß ein Volk, welches schlecht regiert wird, das Recht habe, sich gegen seinen Herrscher zu empören. Diese ebenso falsche als gefährliche Lehre wurde später von den Jakobinern und Schreckensmännern, von Danton, Marat, Robespierre usw. in blutige Taten umgesetzt.

Sein letztes größeres Werk gab Rousseau 1762, also im Alter von 50 Jahren heraus; es ist dasjenige, durch welches

<sup>1)</sup> Sprich: Dischohn; in Burgund, nördlich von Lyon, südöstlich von Paris.

Rousseau seinen Ruf als pädagogischer Schriftsteller begründete, und führt den Titel: „Emil“ oder „Über die Erziehung“. Das Buch ist keine eigentliche Erziehungslehre, sondern eine Art Roman, in welchem aber die Erziehung eines Knaben (eben des Emil, von dem das Buch den Namen hat) bis zu seiner Verheiratung dargestellt wird.

Der „Emil“ zog Rousseau, vornehmlich wegen der darin ausgesprochenen religiösen Ansichten, manche Verfolgungen zu. Er mußte Paris verlassen, um der Verhaftung zu entgehen, und lebte von da einige Zeit als Flüchtling an verschiedenen Orten der Schweiz und in England. Zuletzt kehrte er aber doch wieder nach Frankreich zurück; er starb in der Nähe von Paris im Jahre 1778.

---

## II.

### Emil oder Über die Erziehung.

#### Aus der Vorrede.

Über die Wichtigkeit einer guten Erziehung werde ich wenig sagen; ich werde auch nicht lange beweisen, daß die herkömmliche Erziehungsart eine schlechte ist: das haben tausend andere vor mir getan, und ich mag mein Buch nicht mit Dingen füllen, die jedermann weiß. Ich bemerke bloß, daß es seit undenklichen Zeiten nur eine Stimme gibt gegen die herrschende Praxis, ohne daß jemand daran geht, eine bessere in Vorschlag zu bringen.<sup>1)</sup> Literatur und Gelehrsamkeit sind in unserem Jahrhundert viel mehr darauf gerichtet, einzureißen als aufzubauen. Man kritisiert alles von oben herab; um Vorschläge zu machen, braucht man aber einen anderen Ton, in dem sich unsere hohe Philosophie<sup>2)</sup> weniger gefällt. Ungeachtet sovieler Bücher, die, wie man behauptet, nur den öffentlichen Nutzen im Auge haben, ist das Nützlichste, die Kunst, Menschen zu bilden, immer noch vergessen geblieben. Meine Aufgabe war auch nach dem Buch von Locke<sup>3)</sup> eine ganz neue und ich fürchte sehr, sie dürfte es auch nach dem meinigen noch sein.

Die Kindheit ist uns eine ganz unbekante Sache; bei den verkehrten Ansichten, die wir darüber haben, müssen wir mehr und mehr in die Irre geraten. Die Weisesten fassen die Wichtig-

---

<sup>1)</sup> Das Streben, die Erziehung, wie sie aus dem Mittelalter ererbt worden war, zu verbessern, geht bis auf das Reformationsalter zurück.

<sup>2)</sup> Die damaligen „Aufklärer“, z. B. Voltaire, nannten sich mit Vorliebe Philosophen.

<sup>3)</sup> John Locke (1632—1704), der bekannte englische Philosoph, schrieb unter anderem „Gedanken über Erziehung“; dieses zu Rousseaus Zeit vielgelesene Werk enthält schon vieles, was auch im „Emil“, nur weiter ausgeführt, sich findet.

keit einer gewissen Masse von Kenntnissen ins Auge, ohne zu erwägen, was die Kinder zu lernen imstande sind. Sie suchen im Kinde immer den Mann, ohne an das zu denken, was es zuvor ist.<sup>1)</sup> Dies letztere<sup>2)</sup> ist nun das besondere Ziel meiner Nachforschungen gewesen, damit man, wäre meine Methode auch eine eingebildete und verkehrte, aus meinen Beobachtungen immerhin Nutzen ziehen könnte. Meine Maßnahmen mögen sehr unrichtig sein; das Ziel, auf das wir hinarbeiten müssen, glaube ich richtig erkannt zu haben. Beginne also deinen Zögling besser zu erforschen, denn du kennst ihn ganz bestimmt nicht, und wenn du dann in Hinsicht darauf mein Buch liest, so dürfte es dir einigen Nutzen gewähren.

Hinsichtlich des Teils, den man den systematischen nennen wird, der aber bei mir mit dem Gange der Natur zusammenfällt, wird der Leser sich am meisten befremdet fühlen; hier wird man mich auch ohne Zweifel bekämpfen, und vielleicht nicht mit Unrecht. Man wird weniger eine Abhandlung über Erziehung zu lesen glauben als die Träumereien eines Phantasten über Sachen der Erziehung.<sup>3)</sup> Was soll ich tun? Ich schreibe nicht nach den Gedanken anderer, sondern nach meinen eigenen. Ich sehe die Dinge nicht wie andere Menschen; das hat man mir lange genug vorgeworfen. Kann ich mir denn aber andere Augen geben, kann ich fremde Gedanken in mir entstehen lassen? — Nein! Nur das vermag ich, daß ich nicht ganz in meiner Meinung aufgehe, daß ich nicht für mich allein weiser zu sein glaube als die ganze Welt, daß ich zwar nicht ohne weiteres meine Meinung ändere, aber doch meine Bedenken ihr gegenüber hege; das ist alles, was ich tun kann, und ich tue es auch. Wenn ich nun manchmal in entschiedenem Tone spreche, so will ich dem Leser nichts mit Gewalt einreden, ich will eben nur zu ihm sprechen, wie ich denke. Warum soll ich ihm als zweifelhaft vortragen, worüber ich meinerseits keinen

---

1) Sie behandeln die Kinder, als ob es Männer wären.

2) Die Erforschung der Kindesnatur.

3) Pestalozzi nannte wirklich den „Emil“ ein „Traumbuch“.

Zweifel habe? Ich will genau wiedergeben, was in meinem Geiste vorgeht.<sup>1)</sup>

### Erstes Buch.

Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht; alles entartet unter den Händen des Menschen. Er zwingt ein Land, die Erzeugnisse eines andern hervorzubringen, einen Baum, die Früchte eines andern zu tragen; er vermischt und verwirrt Klimate, Elemente, Jahreszeiten; er verstümmelt seinen Hund, sein Pferd, seinen Sklaven, alles stellt er auf den Kopf, alles entstellt er; er liebt die Mißbildung, das Ungeheuerliche; nichts will er so haben, wie es die Natur gemacht hat, nicht einmal den Menschen; er will ihn zugerichtet haben wie ein Reitpferd, zugestutzt nach der Mode wie einen Baum in seinem Garten.<sup>2)</sup>

Ohne das würde alles noch schlimmer gehen, und unsere Art will nicht nur halb zugrunde gerichtet sein. Wie die Dinge in der Folge sich zu gestalten pflegen, würde ein von Geburt an mitten unter den anderen sich selbst überlassener Mensch der

---

<sup>1)</sup> Rousseau erwartet also selbst nicht, daß man seine Ansichten kritiklos annimmt.

<sup>2)</sup> Es ist nicht schwer, die Übertreibung zu erkennen, die in allen diesen Sätzen liegt. Wenn der erste Satz richtig wäre, müßten auch blutdürstige Tiger, giftige Schlangen, lästiges Ungeziefer als gut bezeichnet werden; wenn die folgenden richtig wären, so müßte ein veredelter Obstbaum, der schmackhafte Früchte trägt, schlechter sein als der Holzapfelbaum, dessen Früchte sauer und ungenießbar sind, dürre Wüsten und Steppen hätten den Vorzug vor wohlangebauten Feldern, Weinbergen und Gemüsegärten, wilde Tiere den Vorzug vor zahmen usw. usw. Rousseau hätte also höchstens sagen dürfen: „Manche Dinge sind besser, wie sie von Natur sind, und entarten erst unter den Händen der Menschen“; dieser bescheidene Ausspruch hätte aber freilich kein solches Aufsehen hervorgerufen wie die starken Behauptungen, welche oben angeführt sind, und hätten auch Rousseau unmöglich gemacht, solche Folgerungen daraus abzuleiten, wie er sie aus jenen tatsächlich ableitete.

entstelltete von allen sein. Vorurteil, Beeinflussung, Zwang, Beispiel, alle die gesellschaftlichen Einrichtungen, die uns überfluten, würden die Natur in ihm ersticken und nichts an ihrer Stelle zurücklassen.<sup>1)</sup> Es würde ihm gehen wie einem Bäumchen, das der Zufall mitten auf der Landstraße hervorzunehmen läßt und das die Vorübergehenden, die rechts und links daran stoßen und es nach allen Richtungen umbiegen, bald verderben.

An dich wende ich mich daher, zärtliche und vorsorgliche Mutter,<sup>2)</sup> der es gelungen, von der breiten Heerstraße fern

---

<sup>1)</sup> Wenn nicht der Erzieher selbst die Kinder verdirbt, wie es die Welt verlangt, so tut es, und zwar in noch höherem Grade, die sonstige Umgebung des Kindes.

<sup>2)</sup> Hierzu macht Rousseau selbst folgende Anmerkung: Die erste Erziehung ist die wichtigste und diese gehört unbestreitbar den Frauen. Deshalb spreche man in Erziehungswerken immer vorzugsweise zu den Frauen; denn außerdem, daß sie imstande sind, die Erziehung genauer zu überwachen als die Männer und immer einen größeren Einfluß auf dieselbe ausüben, sind sie auch an ihrem Erfolge mehr beteiligt, weil die meisten Witwen auf die Gnade ihrer Kinder angewiesen sind, die ihnen dann die Wirkung ihrer Erziehung im Guten oder Schlimmen sehr deutlich zu fühlen geben. Die Gesetze, die sich immer so viel mit den Gütern (Sachen) und so wenig mit den Personen zu schaffen machen, weil sie den Frieden (die bloße Verhütung des Streites) zum Zweck haben und nicht die Tugend, gestatten den Müttern nicht genug Einfluß. Dennoch ist ihre Lage eine viel sicherere als die der Väter; ihre Pflichten sind mühevoller; ihre Sorgfalt trägt mehr zur guten Ordnung in den Familien bei; im allgemeinen haben sie mehr Zuneigung für die Kinder. Es gibt Fälle, wo man einen Sohn, der seinem Vater die gehörige Achtung versagt, irgendwie entschuldigen kann; aber wenn in irgendwelchem Falle ein Kind entartet genug wäre, sich achtungswidrig gegen seine Mutter zu benehmen, die es in ihrem Schoße getragen, die es an ihrer Brust ernährt hat, die Jahre hindurch sich selbst vergessen, um sich nur ihm zu widmen, so müßte man dieses elende Geschöpf je eher je lieber vertilgen wie ein Ungeheuer, das die Sonne zu sehen nicht würdig ist. Man sagt, die Mütter verziehen die Kinder. Darin haben sie ganz sicher Unrecht, doch vielleicht weniger als ihr, die ihr sie herabwürdigt. Die Mutter will, daß ihr Kind glücklich sei, und zwar sogleich. Darin hat sie recht und wenn sie sich in den

zu bleiben und das heranwachsende Bäumchen vor dem Sturme der menschlichen Meinungen zu wahren. Pflege, begieße die junge Pflanze, bevor sie dahinsiecht; ihre Früchte werden einst deine Wonne sein! Ziehe frühzeitig eine Schutzwehr um die Seele deines Kindes; ein anderer mag das Gebiet nach außen abgrenzen, aber du allein hast die Schranke zu setzen.<sup>1)</sup>

Den Pflanzen gibt man eine bestimmte Form durch die Art des Anbaues, den Menschen durch die Erziehung. Käme der Mensch groß und stark zur Welt, seine Größe und Stärke wäre ihm unnütz bis zu dem Augenblicke, wo er gelernt, sich ihrer zu bedienen; sie wäre sogar bedenklich für ihn, weil sie andere verhindern würde, ihm behilflich zu sein; sich selbst überlassen, würde er im Elend umkommen, bevor er nur seine Bedürfnisse kennen gelernt hätte. Der Zustand der Kindheit (ihre Hilflosigkeit) scheint beklagenswert; aber man denkt nicht daran, daß das Menschengeschlecht schon zugrunde gegangen wäre, wenn der Mensch seine Existenz nicht als Kind begonnen hätte.

Rousseau bespricht nun die „drei Arten von Lehrern“, die auf das Kind einwirken, „die Natur“, welche der Erzieher gar nicht nach seinem Willen lenken könne, „die Dinge“, das ist die von dem Zöglinge selbst gewonnene Erfahrung, auf die der Einfluß des Erziehers nur gering sei, endlich „die Menschen“, über welche allein die Erziehung einige Gewalt habe. Da die Erziehung nur gelingen könne, wenn diese drei Erziehungsfaktoren in gleicher Richtung wirken, der Erzieher aber die Natur und die Dinge nicht oder nur wenig beeinflussen kann, so muß sich nach Rousseau die Erziehung durch die Menschen der durch die Natur und durch die Dinge anpassen. Als Beispiel, wie die Natur doch schließlich Siegerin bleibt, führt Rousseau Pflanzen an, die man am Aufwärtswachsen hindern will und die immer wieder nach oben treiben.

---

Mitteln vergreift, so muß man sie aufklären. Ehrsucht, Geiz, Bedrückung, die mißverständene Vorsorge der Väter, ihre Nachlässigkeit, ihre rauhe Gefühllosigkeit sind für die Kinder hundertmal verhängnisvoller als die blinde Zärtlichkeit der Mütter.

<sup>1)</sup> Wie und wo die Schutzwehr anzubringen sei, kann ein anderer raten, z. B. Rousseau selbst; die Ausführung aber ist Sache der Mutter

Die staatlichen Einrichtungen sind aber mit dem Naturzustande, wie ihn Rousseau sich denkt, in Widerspruch, und zwar nicht bloß die staatlichen Einrichtungen im damaligen Frankreich, die freilich mangelhaft genug waren, sondern alle, selbst die sonst bewunderten der Spartaner und Römer. Als Beweis, daß auch die spartanische und römische Erziehung widernatürlich gewesen sei, führt er unter anderem die spartanische Mutter an, die frohlockt, weil das spartanische Heer gesiegt hatte, obgleich ihre fünf Söhne im Kampfe gefallen waren, und Regulus, der sich dem qualvollsten Tode preisgab, um Rom zu retten. Rousseau sagt daher geradezu: man müsse sich entscheiden, ob man die Natur oder die gesellschaftlichen Einrichtungen bekämpfen, einen Menschen oder einen Bürger bilden wolle; denn beides zugleich sei nicht möglich.

An einer andern Stelle sagt er sogar: Die Worte „Vaterland“ und „Bürger“ sollten aus den modernen Sprachen getilgt werden. So ist der Naturmensch, den Rousseau heranbilden will, ein Mensch ohne Vaterland, ohne rechtes Heimatgefühl, ein Mensch, für den es gleichgültig ist, wo er geboren und erzogen worden ist.

Rousseau wirft die Frage auf:

Was haben wir nun zu tun, um diesen seltenen Menschen zu bilden? Viel ohne Zweifel: — zu verhüten, daß etwas getan werde.<sup>1)</sup> Wenn es sich nur darum handelt, gegen den Wind zu segeln, so laviert man;<sup>2)</sup> geht aber die See hoch und man will auf der Stelle bleiben, so muß man die Anker auswerfen.<sup>3)</sup> Sei auf der Hut, junger Schiffsmann, daß dein Tau nicht schleppe oder dein Anker den Grund (bloß) furcht und daß nicht das Schiff forttreibe,<sup>4)</sup> bevor du es merkst.

In der (jetzt bestehenden) gesellschaftlichen Ordnung, wo alle Stellen vorher bestimmt sind, muß jeder für die seinige erzogen werden. Wenn ein einzelner eine Stelle, für die er gebildet ist, verläßt, so ist er für nichts mehr geeignet. Die Erziehung ist für das Kind nur insoweit von Nutzen, als das

<sup>1)</sup> Also nichts zu tun? Soll die Erziehung darin bestehen, daß der Zögling aufwächst wie der Baum im Walde? Rousseau will wohl nur sagen, daß nichts Naturwidriges geschehen dürfe.

<sup>2)</sup> Sucht auf Umwegen sein Ziel zu erreichen.

<sup>3)</sup> Maßregeln treffen, um naturwidrige Einflüsse fernzuhalten.

<sup>4)</sup> In das Weltgetriebe hineingerissen werde.

Schicksal mit der Bestimmung der Eltern übereinstimmt; in jedem andern Falle ist sie dem Zöglinge schädlich, wäre es auch nur der Vorurteile wegen, die sie ihm beigebracht hat. In Ägypten, wo der Sohn den Beruf des Vaters ergreifen mußte, hatte die Erziehung doch ihr sicheres Ziel; aber bei uns, wo nur die Stellen bleiben und die Menschen fortwährend wechseln, weiß niemand, ob er nicht gegen seinen Sohn arbeitet, wenn er ihn für seinen Stand erzieht.

In der natürlichen Ordnung, wo die Menschen alle gleich sind, ist ihr gemeinsamer Beruf der des Menschen, und wer nur immer für diesen gut erzogen ist, muß jeden andern, der damit in Beziehung steht, recht ausfüllen können. Meinetwegen mag man meinen Zögling zum Kriegs-, zum Kirchen- oder Gerichtsdienst bestimmen. Vor der Bestimmung der Eltern hat die Natur ihn für ein menschliches Leben bestimmt. Leben ist das Handwerk, das ich ihn lehren will. Wenn er aus meinen Händen hervorgeht, wird er freilich weder Beamter noch Soldat noch Priester sein, er wird in erster Linie Mensch sein: alles was ein Mensch sein muß, wird er, wenn es nötig ist, ebensogut sein wie irgend jemand, und mag ihn auch das Schicksal von einer Stelle an die andere t r e i b e n, er wird immer an s e i n e r Stelle sein.

Wir müssen also in unserem Zögling den Menschen an sich betrachten, ausgesetzt allen Zufällen des menschlichen Lebens. Wenn die Geburt den Menschen an den Boden eines Landes bände, wenn die nämliche Jahreszeit das ganze Jahr hindurch dauerte, wenn jeder Mensch unverrückbar an eine bestimmte Lebenslage geheftet wäre, so wäre die herrschende Praxis in mancher Hinsicht richtig; das Kind würde dann für seinen Stand erzogen, und da es diesen nie verlassen könnte, wäre es den Unzuträglichkeiten eines andern nicht ausgesetzt. Kann man aber angesichts der Wandelbarkeit der menschlichen Dinge, angesichts des unruhigen und rastlosen Geistes dieses Jahrhunderts, das in jeder Generation (in jedem Menschenalter) wieder alles umstürzt, was die vorige geschaffen hat,<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Schon hier ist eine prophetische Andeutung der großen Revolution, die im Jahre 1789 wirklich eingetreten ist.

sich eine unsinnigere Methode denken als die, ein Kind so zu erziehen, als dürfte es nie sein Zimmer verlassen, als müßte es immer in der Mitte der Seinigen bleiben? Wenn sich der Unglückliche einen einzigen Schritt hinauswagt, wenn er eine einzige Stufe hinabsteigt, so ist er verloren. So lehrt man nicht Ungemach ertragen, sondern nur es noch stärker fühlen.

Man denkt nur darauf, sein Kind zu erhalten; das ist aber nicht genug, man muß es lehren, wie es als Erwachsener sich selbst erhalte, wie es die Schläge des Schicksals ertrage, dem Überfluß und dem Mangel trotzte, wie es, wenn es sein muß, auf den Eisfeldern Islands oder auf den glühenden Felsen von Malta leben könne. Magst du auch deine Vorkehrungen treffen, daß es nicht umkomme, sterben muß es dennoch, und wenn sein Tod auch nicht die Folge deiner Sorgfalt wäre, so wäre diese (die Sorgfalt) dennoch verkehrt. Es handelt sich weniger darum, das Kind vor dem Sterben zu hüten, als darum, ihm ein rechtes Leben zu geben. Leben ist nicht Atmen, Leben ist Handeln, Leben heißt seine Organe gebrauchen, seine Sinne, Fähigkeiten, alle Teile seines Wesens, die uns das Gefühl unseres Daseins geben. Nicht derjenige Mensch hat am meisten gelebt, der die meisten Jahre zählt, sondern derjenige, der am meisten sein Leben empfunden hat. Manchen hat man in seinem hundertsten Jahre begraben, der im Augenblick seiner Geburt gestorben ist. Es wäre ihm besser ergangen, wenn er jung gestorben wäre; er hätte wenigstens bis zu jener Zeit gelebt.

All unsere Weisheit besteht in knechtischen Vorurteilen; alle unsere Gebräuche<sup>1)</sup> sind nichts als Sklaverei, Druck und Zwang. Der bürgerliche Mensch<sup>2)</sup> kommt als Sklave zur Welt, er lebt und stirbt als Sklave; nach seiner Geburt schnürt man ihn in ein Wickelband; nach seinem Tode nagelt man ihn in einen Sarg ein; solange er seine menschliche Gestalt bewahrt, ist er durch unsere Einrichtungen gebunden.

Man sagt, manche Hebammen wollen den Köpfen der Neugeborenen durch Drücken eine anständigere Form geben,

<sup>1)</sup> Soll heißen: einige unserer Gebräuche.

<sup>2)</sup> Der für die Welt, wie sie ist, erzogene Mensch.

und das duldet man! Unsere Köpfe waren also ungeschlachtet, wie sie der Urheber der Dinge geformt hat; wir müssen sie erst formen, von außen durch die Hebamme, im Innern durch die Philosophen.<sup>1)</sup> Da sind doch die Karaïben um die Hälfte glücklicher als wir.<sup>2)</sup>

Kaum ist das Kind geboren, kaum genießt es die Freiheit, seine Glieder zu bewegen und auszustrecken, so legt man es schon in neue Bande. Man wickelt es ein und legt es hin mit festgebundenem Kopf und ausgestreckten Beinen, die beiden Arme hart am Leibe; man umgibt es mit Binden und Bändern aller Art, die ihm nicht gestatten, seine Lage zu verändern. Ein Glück, wenn man ihm nicht den Atem dabei geraubt und wenigstens die Vorsicht gebraucht hat, es auf die Seite zu legen, damit die Flüssigkeit, die es durch den Mund von sich geben muß, von selbst abfließen kann! Denn es hätte nicht so viel Freiheit, den Kopf auf die Seite zu wenden, daß sie leichter ausfließen könne.

Das neugeborene Kind hat das Bedürfnis, seine Glieder auszustrecken und zu bewegen, um ihnen die Starrheit zu benehmen. Nun streckt man sie allerdings aus, aber man gestattet ihnen die freie Bewegung nicht; sogar den Kopf zwingt man ein durch Kopfbänder; man hat, wie es scheint, die Befürchtung, das Kind könnte aussehen, als lebte es wirklich.

So findet der Trieb der inneren Teile eines nach Wachstum strebenden Körpers unübersteigliche Hindernisse für die Bewegungen, die er von demselben verlangt. Das Kind müht sich ab mit nutzlosen Anstrengungen, die seine Kraft erschöpfen und deren Entwicklung verzögern.

Die Untätigkeit und der Zwang, worin man die Glieder eines Kindes gefangen hält, müssen unbedingt den Lauf des Blutes und der Säfte hindern; sie machen es dem Kinde unmöglich, sich zu kräftigen und zu wachsen und schädigen seine Körperanlage. In den Gegenden, wo man von diesen über-

<sup>1)</sup> Die Aufklärer, denen Rousseau keineswegs ganz zustimmte.

<sup>2)</sup> Sie verunstalten nämlich die Köpfe ihrer Kinder wenigstens nur von außen, nicht von innen.

triebenen Vorsichtsmaßregeln nichts weiß, sind die Menschen alle groß, stark und gut gewachsen. Die Länder, wo man die Kinder wickelt, wimmeln von Buckligen, Hinkenden, Krummbeinigen, Krüppeln, Rhachitischen <sup>1)</sup> und Verwachsenen jeder Art. Aus Furcht, der Leib möchte durch freie Bewegung mißgestaltet werden, entstellt man ihn lieber gleich durch Einschnüren. Man möchte ihn gern bewegungslos machen, damit er nicht verkrüppeln könne.

Sollte ein so herzloser Zwang nicht auf die Gemütsstimmung der Kinder Einfluß haben wie auf ihre Leibesbeschaffenheit? Ihr erstes Gefühl ist Schmerz und Qual; bei allen Bewegungen, die sie machen müssen, finden sie ein Hindernis; unglücklicher als ein gefesselter Sträfling, mühen sie sich nutzlos ab, brechen in Zorn und Weinen aus. Tränen, sagt man, sind ihr erster Laut; ich glaube es wohl: von ihrer Geburt an bedrängt man sie; das erste Geschenk, das sie von uns erhalten, sind Fesseln, die erste Behandlung, die sie erfahren, sind Qualen. Nur die Stimme läßt man ihnen noch frei; warum sollten sie sich ihrer nicht bedienen, um sich zu beklagen? Sie schreien über das Übel, das man ihnen zufügt; wärest du geknebelt wie sie, du würdest noch mehr schreien.

Woher kommt dieser unvernünftige Gebrauch? — Von einer naturwidrigen Gewohnheit. Seitdem die Mütter, ihrer ersten Pflicht vergessend, ihre Kinder nicht mehr selbst aufziehen wollen, hat man sie gemieteten Weibern anvertrauen müssen, welche nun, als Mütter fremder Kinder, für die die Natur ihnen kein Gefühl eingefloßt hat, nichts Angelegentlicheres zu tun haben, als sich das Geschäft leicht zu machen.<sup>2)</sup> Ein Kind in voller Freiheit würde einer fortwährenden Überwachung bedurft haben; aber wenn es gut eingebunden ist, wirft man es in einen Winkel und kümmert sich nicht um sein Geschrei. Wenn man keine Beweise von der Nachlässigkeit der Pflegemutter hat, wenn der Pflegling keinen Arm oder kein

1) An Knochenerweichung Leidenden.

2) Rousseau betrachtet, wie zu ersehen, als Regel, was zum Glücke jetzt vielleicht selbst in Frankreich nur Ausnahme ist.

Bein bricht, was liegt dann weiter daran, ob er verkomme oder sein ganzes Leben hindurch schwächlich bleibt? Man erhält seine Glieder auf Kosten seines Leibes, und die Amme ist entschuldigt, mag da kommen, was wolle.

Wissen diese süßen Mütter, die, unbelästigt von ihren Kindern, sich fröhlich den Freuden des Stadtlebens hingeben, wissen sie denn, welche Behandlung das Kind in seinem Wickelkissen auf dem Dorfe erfährt? Bei der geringsten zufälligen Störung hängt man es wie ein Bündel Wäsche an einen Nagel, und während die Amme, ohne sich zu übereilen, ihren Geschäften nachgeht, bleibt das unglückliche Wesen so gekreuzigt hängen. Alle, die man in dieser Lage angetroffen hat, waren blaurot im Gesichte; die gewaltsam zusammengepreßte Brust ließ das Blut nicht mehr zirkulieren, so daß es in den Kopf stieg, und man hielt das arme Wesen für sehr ruhig, weil es nicht mehr schreien konnte. Ich weiß nicht, wie viele Stunden ein Kind ohne Lebensgefahr in diesem Zustande verharren kann; aber ich zweifle, ob es das sehr lange aushält. Das ist, wie es scheint, einer der größten Vorteile des Wickelkissens.

Man behauptet, die Kinder könnten bei gänzlicher Freiheit gefährliche Lagen annehmen und Bewegungen machen, die für die gute Ausbildung ihrer Glieder schädlich werden könnten. Das ist eine von den leeren Vernünfteleien unserer falschen Weisheit, denen die Erfahrung nie recht gegeben hat. Von all den vielen Kindern, welche bei vernünftigen Völkern im unbeschränkten Gebrauche ihrer Glieder aufgezogen werden, sieht man keines, das sich verwundete oder beschädigte; sie können ihren Bewegungen die Kraft nicht geben, die sie gefährlich machen könnte, und wenn sie eine gewaltsame Lage annehmen, so erinnert sie der Schmerz bald daran, sie zu ändern.

Es ist uns noch nicht eingefallen, die jungen Hunde und Katzen ins Wickelkissen zu legen: hat man irgendwelche schädlichen Folgen dieser Vernachlässigung bei ihnen bemerkt? Die Kinder sind schwerer: freilich; aber sie sind auch um so viel schwächer. Sie können sich kaum bewegen; wie sollten sie sich da beschädigen? Wenn man sie der Länge nach auf

den Rücken legte, würden sie in dieser Lage sterben wie die Schildkröte, ohne sich je umdrehen zu können.

Rousseau bespricht sodann die Unsitte, die Kinder Ammen zu übergeben, statt sie selbst zu nähren, wodurch die Mutter den besten Teil ihrer Rechte an eine Fremde verliere, und fährt dann fort:

Von dieser ersten Verderbnis kommt der Reihe nach alles andere her; die ganze sittliche Ordnung verschiebt sich; die natürlichen Regungen des Herzens ersterben; das Leben in den Häusern wird weniger belebt; es fehlt das rührende Schauspiel einer heranwachsenden Familie, das den Gatten an sein Haus fesselt und den Fremden Achtung auferlegt; eine Mutter, von der man keine Kinder sieht, achtet man weniger; die Familien bieten keine bleibende Stätte mehr; die Gewöhnung befestigt nicht mehr die Bande des Blutes; es gibt weder Väter mehr noch Mütter noch Kinder noch Geschwister; man kennt sich kaum; warum sollte man sich da lieben?<sup>1)</sup> Jeder denkt nur noch an sich. Und wenn das Haus nur noch eine traurige Einöde ist, so muß man das Vergnügen auswärts suchen.

Wo es keine Mütter mehr gibt, gibt es auch keine Kinder. Ihre Pflichten sind wechselseitig: werden sie von der einen Seite nicht recht erfüllt, so werden sie auch von der andern vernachlässigt. Das Kind muß seine Mutter lieben, bevor es weiß, daß dies seine Pflicht ist. Wenn die Stimme des Blutes nicht durch Gewohnheit und liebevolle Pflege unterstützt wird, so verstummt sie in den ersten Jahren, und das Gefühl stirbt, wenn ich so sagen darf, bevor es geboren wird. So stehen wir schon von den ersten Schritten an außerhalb der Natur.

Aber man verläßt sie auch noch auf einem entgegengesetzten Wege, wenn eine Frau ihre Mutterpflichten nicht etwa vernachlässigt, sondern sie übertreibt, wenn sie aus dem Kinde ihren Abgott macht, wenn sie seine Schwäche steigert und nährt, damit es sie selbst nicht fühlen soll, und wenn sie, in der Hoffnung, es den Gesetzen der Natur zu entziehen, jeden

---

<sup>1)</sup> Rousseau setzt auch hier voraus, daß die Kinder, wie es zu seiner Zeit in Frankreich üblich war, außerhalb des Elternhauses von Fremden (z. B. von Landleuten oder in Pensionen) erzogen werden.

Anlaß zum Schmerze von ihm fernhält, ohne daran zu denken, daß sie, um einiger Unbequemlichkeiten willen, vor denen sie es für den Augenblick bewahrt, Unfälle und Gefahren für die Zukunft auf sein Haupt lädt, und daß es eine unmenschliche Vorsicht<sup>1)</sup> ist, die Schwäche des Kindesalters noch bis in die mühevollte Zeit des Mannesalters hinein zu verlängern. Thetis tauchte, wie die Fabel erzählt, ihren Sohn (Achilles), um ihn unverwundbar zu machen, in die Fluten des Styx. Diese Allegorie ist hübsch und deutlich.<sup>2)</sup> Die herzlosen Mütter, von denen ich spreche, machen es anders; sie tauchen ihre Kinder so sehr in die Weichlichkeit ein, daß sie dieselben förmlich zum Leiden vorbereiten; sie öffnen ihre Poren für Übel aller Art, denen jene als Erwachsene ganz sicher zur Beute fallen werden.

Beobachte die Natur und folge dem Wege, den sie dir vorzeichnet. Sie übt die Kinder unablässig; sie härtet ihren Leib durch Proben jeder Art; sie lehrt sie frühzeitig, was Beschwerden und Schmerz sind. Das Durchbrechen der Zähne veranlaßt ihnen Fieber; heftige Leibscherzen machen ihnen Krämpfe; anhaltender Husten bringt sie zum Ersticken; die Würmer plagen sie; Vollsättigkeit verdirbt ihr Blut; allerhand Säuren gären darin und rufen gefährliche Ausschläge hervor. Fast das ganze erste Lebensjahr ist Krankheit und Gefahr; die Hälfte der Kinder, die zur Welt kommen, stirbt vor dem achten Jahre. Sind diese Proben aber bestanden, so hat das Kind an Kräften gewonnen, und die Grundlagen seines Lebens werden, sobald es dasselbe gebrauchen kann, sicherer.

Das ist die Regel der Natur. Warum handelst du ihr entgegen? Siehst du nicht, daß du ihr Werk, indem du es zu verbessern meinst, zugrunde richtest und die Wirkung ihrer Sorge aufhebst? Du glaubst, die Gefahr zu verdoppeln, wenn du das von außen tust, was sie von innen tut,<sup>3)</sup> während sie

<sup>1)</sup> Es ist scheinbar vorsichtig, in Wirklichkeit unmenschlich.

<sup>2)</sup> Thetis hat ihren Sohn buchstäblich „abgehärtet“, ihn mit einer harten, undurchdringlichen Haut versehen.

<sup>3)</sup> Die Natur härtet von innen ab, der Erzieher soll es von außen tun.

dadurch vielmehr abgelenkt und vermindert wird. Die Erfahrung lehrt, daß von den verzärtelten Kindern noch mehr sterben als von den anderen. Wenn man nur das Maß ihrer Kräfte nicht überschreitet, läuft man weniger Gefahr, wenn man sie in Tätigkeit setzt, als wenn man sie schont. Bereitet sie also vor für die schmerzlichen Fälle, die sie einst werden ertragen müssen. Härtet ihre Leiber ab gegen die Unbilden der Witterung, des Klimas, der Elemente, gegen Hunger, Durst und Ermüdung; tauchet sie ein in die Wasser des Styx.<sup>1)</sup> Bevor der Leib sich seine Gewohnheit selbst gebildet hat, gibt man ihm ohne Gefahr diejenige, die man ihm beibringen will; hat er aber einmal seine bleibende Art angenommen, so wird ihm jede Störung gefährlich. Ein Kind kann Arten des Wechsels ertragen, die ein Erwachsener nicht ertragen würde; die weichen und biegsamen Gewebe des ersteren lassen sich ohne Mühe gewöhnen, wie man will; die schon hart gewordenen des Mannes lassen sich nur durch Gewalt in eine andere Verfassung bringen. Man kann demnach ein Kind kräftig machen, ohne sein Leben und seine Gesundheit aufs Spiel zu setzen, und wenn auch irgendeine Gefahr dabei wäre, so dürfte man immer noch keinen Anstand nehmen. Da dies Gefahren sind, die mit dem menschlichen Leben untrennbar verbunden sind, ist es doch gewiß besser, sie auf diejenige Lebenszeit zu verlegen, wo sie am unschädlichsten sind.

Ein Kind, das eben geboren wird, schreit; seine erste Kindheit vergeht mit Weinen. Bald schaukelt und liebkost man es, um es zur Ruhe zu bringen; bald droht man ihm und schlägt es, um es zum Schweigen zu nötigen. Entweder tun wir, was ihm gefällt, oder wir verlangen von ihm, was uns gefällt; entweder unterwerfen wir uns seinen Launen, oder wir unterwerfen es den unsrigen; nirgends ein Mittelweg, es muß Befehle geben oder annehmen. So sind seine ersten Eindrücke die der Herrschaft und der Unterwerfung. Bevor es reden kann, befiehlt es; bevor es handeln kann, gehorcht es; und manchmal züchtigt man es, bevor es seine Fehler einsehen oder selbst nur einen solchen begehen kann. So flößt man

---

<sup>1)</sup> Härtet sie ab wie Thetis ihren Sohn Achilles!

frühzeitig diejenigen Leidenschaften in sein Herz, die man nachher der Natur zur Last legt, und nachdem man alles darauf angelegt hat, es böse zu machen, beklagt man sich, daß es so geworden ist.

Dieser Schilderung von Verkehrtheiten, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern vorkommen, folgt ein Bild des Familienlebens im damaligen Frankreich, das allerdings traurig genug ist:

Die Kinder werden, fern vom Hause, zerstreut in Pensionen, Klöstern und Kollegien, ihre Liebe irgendwo anders hintragen oder, um es richtiger zu sagen, sie werden die Gewohnheit nach Hause zurückbringen, an nichts sich herzlich anzuschließen. Die Geschwister kennen sich kaum. Wenn sie alle einmal bei feierlicher Gelegenheit versammelt sind, so können sie wohl sehr höflich gegeneinander sein; aber sie behandeln sich als Fremde. Sobald das vertrauliche Verhältnis zwischen den Eltern aufhört, sobald das häusliche Zusammenleben nicht den Reiz des Lebens ausmacht, so muß man sich wohl durch ein ungeordnetes Leben schadlos halten. Wer wäre so unvernünftig, den Zusammenhang in allem diesem nicht einzusehen?

Wer seine Vaterpflichten nicht erfüllen kann, hat kein Recht, Vater zu werden. Weder Armut noch Arbeit noch Rücksicht auf die Menschen können ihn davon lossprechen, daß er seine Kinder ernähre und selbst erziehe. Höre auf mich, o Leser: ich sage es jedem voraus, der Gefühl hat und so heilige Pflichten vernachlässigt, — bittere Tränen wird er lange Zeit über seine Fehler vergießen und nie darüber getröstet werden.<sup>1)</sup>

Da Rousseau einen Vater voraussetzt, der seine Erzieherpflichten nicht selbst erfüllen kann, so läßt er ihn einen Erzieher suchen. Dieser soll nicht für Geld zu haben sein, sondern aus Freundschaft für den Vater das Amt übernehmen. Dabei streift Rousseau die Frage, ob er selbst etwa zu einem solchen Freundschaftsdienste geneigt und geeignet wäre, beantwortet sie aber mit folgenden Worten:

<sup>1)</sup> Rousseau bemerkt zu dieser Stelle in seiner von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung: „Als ich meine „Abhandlung über die Erziehung“ entwarf, fühlte ich, daß ich Pflichten verletzt habe, von denen nichts mich lossprechen konnte. Dieser Vorwurf drückte mich so schwer, daß er mir beinahe das öffentliche Geständnis meines Fehlers im Anfange des „Emil“ auspreßte.“

Ich glaube, nach der Lektüre dieses Buches werden wenige Menschen versucht sein, mir ein derartiges Anerbieten zu machen, und ich bitte diejenigen, die sich etwa dazu versucht fühlen sollten, sich die unnütze Mühe fortan zu sparen. Ich habe mich ehemals in diesem Berufe hinreichend versucht, um versichert zu sein, daß ich dazu nicht geeignet bin, und mein Zustand würde mich davon entbinden, wenn mich meine Anlagen auch dazu fähig erscheinen ließen.

Außerstande, diese nützlichste Aufgabe zu erfüllen, will ich wenigstens den Versuch mit der leichteren machen und, wie so viele andere, die Hand nicht ans Werk, sondern an die Feder legen; anstatt das Nötige zu tun, will ich mich bemühen, es zu sagen.

Ich weiß, daß die Urheber derartiger Unternehmungen sich mit Leichtigkeit in Systemen bewegen, deren praktische Anwendung man nicht von ihnen verlangt, daß sie ohne Mühe viele schöne Vorschriften geben, die niemand befolgen kann, und daß, beim Fehlen von Einzelheiten und Beispielen, auch ihre ausführbaren Vorschläge nicht zur Ausführung kommen, wenn sie ihre Anwendung nicht gezeigt haben.

So habe ich mich denn entschlossen, mir einen Zögling einzubilden, sein Alter, seine Gesundheit, seine Kenntnisse und seine Anlagen so anzunehmen, wie sie für das Werk seiner Erziehung passend sind,<sup>1)</sup> ihn von dem Augenblicke seiner Geburt bis zu demjenigen zu leiten, wo er als ausgebildeter Mann keinen anderen Führer mehr nötig hat als sich selbst. Diese Art scheint mir zweckmäßig, um einen Verfasser, der sich selbst nicht ganz traut, vor der Gefahr zu hüten, sich ins Nebelhafte zu verlieren; denn sobald er sich von dem gewöhnlichen Verfahren entfernt, braucht er nur das seinige an seinem Zögling zu erproben; er wird bald merken, oder der Leser wird es für ihn merken, ob er der Entwicklung der Kindheit und dem natürlichen Gange des menschlichen Herzens folgt.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> D. i. einen ganz normalen Zögling, bei dem keine außerordentliche Schwierigkeit zu überwinden ist.

<sup>2)</sup> Dieses Mittel wäre bis zu einem gewissen Grade zuverlässig, wenn

Rousseau bemerkt hierauf, daß er beim Erzieher alle Eigenschaften voraussetze, die zum Gelingen nötig sind; insbesondere hebt er hervor, daß der Altersunterschied zwischen Erzieher und Zögling nicht zu groß sein und der Erzieher zugleich auch der Lehrer des Zöglings sein müsse. Beim Zöglinge setzt Rousseau nur mittelmäßige Geistesgaben voraus, dann, daß er einem Lande mit gemäßigttem Klima entstamme; seine Vermögensumstände betreffend, bemerkt er:

Der Arme braucht keine (besondere) Erziehung; die seines Standes ist durch die Gewalt der Umstände bestimmt; eine andere kann er nicht bekommen; die Erziehung hingegen, welche der Reiche durch seinen Stand erhält, ist (gewöhnlich) die für ihn und seine Gesellschaft am wenigsten passende. Übrigens muß die natürliche Erziehung einen Menschen für alle menschlichen Lagen geeignet machen; nun ist es weniger zweckmäßig, einen Armen für den Reichtum zu erziehen, als einen Reichen für die Armut; denn im Verhältnis zu der Kopffzahl in beiden Ständen gibt es mehr Heruntergekommene als Emporkömmlinge. Wählen wir also einen Reichen; wir können wenigstens sicher sein, die Welt um einen Menschen zu vermehren,<sup>1)</sup> während ein Armer aus eigener Kraft ein Mensch werden kann.

Aus dem nämlichen Grunde habe ich auch nichts dagegen, daß Emil von Stand <sup>2)</sup> sei. Ich entreiße damit immerhin dem Vorurteil wieder ein Opfer.<sup>3)</sup>

Emil ist Waise. Er braucht seinen Vater und seine Mutter nicht. Ich habe ihre Pflichten übernommen und so trete ich

---

es sich um einen wirklichen, nicht bloß um einen „eingebildeten“ Zögling handelte. Rousseau schildert seine Erziehungsmaßregeln und malt auch die Erfolge aus, die sie nach seiner Meinung haben würden; aber ob im Ernstfalle gerade diese Erfolge eintreten würden, ist mindestens fraglich.

1) Der Reiche wird durch die herkömmliche Erziehung ganz gewiß ein schlechter Mensch; durch Rousseaus Erziehung wird er gerettet. Der Arme dagegen kann auch ohne Rousseau ein tüchtiger Mensch werden.

2) Von Adel.

3) Weil Rousseaus Zögling den Vorurteilen des Adels fernbleiben wird.

auch in alle ihre Rechte ein. Er soll seine Eltern ehren; gehorchen soll er aber nur mir. Dies ist meine erste oder vielmehr meine einzige Bedingung.

Nur eine, die aus dieser hervorgeht, muß ich noch hinzufügen: man soll uns nur mit unserer Zustimmung voneinander trennen. Dieser Vorbehalt ist wesentlich und ich möchte sogar verlangen, daß Zögling und Erzieher sich für so untrennbar hielten, daß ihr Lebenslos eine gemeinsame Angelegenheit für sie beide wäre. Sobald sie auf eine zukünftige Trennung rechnen, sobald sie den Augenblick voraussehen, der sie einander fremd machen soll, so sind sie es bereits; jeder richtet sich für sich allein ein, und im Hinblick auf die Zeit, wo sie nicht mehr beieinander sein werden, sind sie es auch jetzt nur mit Widerwillen. Der Schüler betrachtet den Lehrer nur als das Zeichen und die Geißel seiner Kindheit; der Lehrer betrachtet den Schüler nur als eine schwere Bürde, deren er sich nicht schnell genug entledigen kann; sie sehnen sich gleichermaßen nach dem Augenblicke, der den einen Teil von dem andern befreit, und da zwischen ihnen keine wahre Anhänglichkeit besteht, so muß der eine wenig Wachsamkeit, der andere wenig Lenksamkeit haben.<sup>1)</sup>

Rousseau bemerkt sodann, daß er einen körperlich vollkommen gesunden Zögling voraussetze, weil sonst der Erzieher zum „Krankenwärter“ werde. Er sagt hierüber:

Der Leib braucht Kraft, um der Seele zu gehorchen: ein guter Diener muß kräftig sein. Ich weiß, daß Gefräßigkeit die Leidenschaften aufregt; sie schwächt auch den Leib auf die Länge: aber Kasteiungen und Fasten bringen durch eine entgegengesetzte Ursache oft die gleiche Wirkung hervor. Je schwächer der Leib ist, desto mehr befiehlt er, je stärker, desto mehr gehorcht er. Alle sinnlichen Leidenschaften wohnen in

---

<sup>1)</sup> Diese Erwägungen zeigen bereits, wie die unnatürliche Annahme Rousseaus auf alles Folgende einwirkt. Bei Vater und Mutter brauchte nicht erst ausgesprochen zu werden, daß ihr Verhältnis zu den Kindern kein Verhältnis auf Kündigung ist, nach dessen Lösung sich beide Teile sehnen; da ist die Untrennbarkeit selbstverständlich.

weibischen Leibern, und diese werden durch sie um so mehr aufgeregt, je weniger sie dieselben befriedigen können.

Ein kraftloser Leib macht auch die Seele schwach. Daher die Herrschaft der Heilkunst,<sup>1)</sup> die für die Menschen viel gefährlicher ist als alle Übel, die sie zu heilen vorgibt. Ich meinesteils weiß nicht, von welcher Krankheit uns die Ärzte heilen;<sup>2)</sup> aber ich weiß, daß sie uns sehr beklagenswerte Krankheiten zuziehen — Feigheit, Kleinmütigkeit, Leichtgläubigkeit, Todesfurcht; während sie den Leib heilen, töten sie den Mut. Was nützt es uns, daß sie Leichname wieder auf die Beine bringen? Wir brauchen Männer; aber Männer gehen nicht aus ihren Händen hervor.

Das Medizinieren ist bei uns Modesache, und mit Recht. Es ist der Zeitvertreib müßiger und unbeschäftigter Leute, die nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen, und sie deshalb mit der Pflege ihres Leibes hinbringen. Wären sie so unglücklich, Unsterblichkeit mit auf die Welt gebracht zu haben, sie wären die elendesten Geschöpfe. Ein Leben, dessen Verlust sie nicht zu befürchten hätten, wäre für sie ohne Wert. Solche Leute müssen Ärzte haben, die ihnen Angst machen, um ihnen angenehm zu sein, und ihnen Tag für Tag die einzige Befriedigung verschaffen, deren sie fähig sind, die nämlich, noch nicht gestorben zu sein.

Sein Urteil über die Arzneykunde faßt Rousseau in den Worten zusammen: Ich bestreite nicht, daß die Arzneykunst einigen Menschen nützlich sei, aber für das Menschengeschlecht ist sie sicher unheilvoll. Rousseau führt daher fort:

Man gebe mir daher einen Zögling, der alle diese Leute nicht nötig hat, oder ich weise ihn zurück. Ich will nicht, daß andere mein Werk verpfuschen; ich will ihn allein erziehen oder gar nicht. Der verständige L o c k e, der einen Teil seines Lebens mit dem Studium der Medizin zugebracht hat, empfiehlt eindringlich, den Kindern nie aus Vorsorge oder um kleiner

1) Vorliebe für Ärzte.

2) Rousseau hielt die Ärzte für überflüssig, weil er auf die Heilkraft der Natur vertraute.

Unpäßlichkeiten willen Arzneien zu geben. Ich gehe weiter und erkläre, daß, wie ich für mich nie einen Arzt rufe, ich auch für meinen Emil nie einen beiziehen werde, wenn nicht etwa sein Leben in augenscheinlicher Gefahr ist; denn dann kann er im schlimmsten Falle auch nichts tun als ihn töten.

Ich weiß wohl, daß der Arzt diesen Verzug sich zunutze machen wird. Wenn das Kind stirbt, hat man ihn zu spät gerufen; wenn es davonkommt, so hat er es gerettet. Meinetwegen möge der Arzt triumphieren; doch rufe man ihn nur im äußersten Falle.

Der einzige brauchbare Teil der Heilkunst ist die Gesundheitspflege; aber auch sie ist weniger eine Wissenschaft als eine Tugend. Mäßigkeit und Arbeit sind die beiden wahren Arzneien des Menschen; die Arbeit erhöht seine Eblust, und die Mäßigkeit verhindert ihn, sie zu mißbrauchen.

Im folgenden spricht Rousseau von der Wahl der Amme, die bei ihm die Mutter ersetzen muß wie der Erzieher den Vater und betont dabei, daß jeder Wechsel in den Personen, welche das Kind erziehen, nachteilig sei, weil das Kind dann Vergleiche anstelle, unter denen das Ansehen der Erzieher leide; er sagt darüber:

Ein Kind soll niemanden über sich kennen als seinen Vater und seine Mutter oder, in Ermanglung derselben, seine Amme und seinen Erzieher,<sup>1)</sup> ja, auch da ist schon eines zu viel: aber diese Teilung ist unvermeidlich, und alles, was hier zur Abhilfe geschehen kann, ist, daß die Personen aus beiden Geschlechtern, die es erziehen, in Beziehung auf dasselbe sich so vollständig verstehen, daß beide für dasselbe nur eins sind.<sup>2)</sup>

Das Folgende handelt von der Lebensweise, welche die Amme führen soll.

<sup>1)</sup> Hier tritt die Unnatur der von Rousseau angenommenen Verhältnisse besonders grell hervor: statt Vater und Mutter — Erzieher und Amme!

<sup>2)</sup> Was aber unter den Verhältnissen, wie Rousseau sie annimmt, nahezu unmöglich ist; zwei Personen, die einander und dem Kinde, das sie erziehen sollen, von Haus aus völlig fremd sind, können wohl kaum so eines Sinnes sein, daß sie für das Kind gleichsam nur eine Person sind.

In den ersten Jahren des Kindes hat die Luft ganz besonders Einfluß auf die Natur desselben. Bei einer weichen und zarten Haut dringt sie leicht durch alle Poren ein, sie wirkt mächtig auf die im Entstehen begriffenen Körper und läßt Spuren an ihnen zurück, die sich nicht wieder verwischen lassen. Deshalb wäre ich nicht der Meinung, daß man eine Bäuerin vom Lande herbeihole, um sie in der Stadt in ein Zimmer einzuschließen und das Kind im väterlichen Hause aufziehen zu lassen. Lieber soll es die gute Landluft als sie die schlechte Stadtluft atmen. Es wird in den Stand seiner neuen Mutter eintreten und ihr ländliches Haus bewohnen, und sein Erzieher wird ihm dahin folgen.

Die Menschen sind nicht dazu gemacht, sich wie in einem Ameisenbau zu häufen, sondern über die Erde, welche sie bebauen sollen, zerstreut zu wohnen. Je mehr sie sich zusammenscharen, desto verdorbener werden sie. Gebrechen des Leibes sowie Laster der Seele sind die unvermeidliche Wirkung dieser massenhaften Anhäufung. Der Mensch ist von allen Geschöpfen dasjenige, welches am wenigsten herdenweise leben kann.<sup>1)</sup> Menschen, die man wie Schafe zusammendrängte, würden alle in sehr kurzer Zeit dahinsiechen. Der Atem des Menschen ist seinesgleichen tödlich;<sup>2)</sup> das trifft im eigentlichen Sinne nicht weniger zu als im bildlichen.<sup>3)</sup>

Die Städte sind das Verderben des menschlichen Geschlechtes. Nach Verlauf einiger Menschenalter gehen die Geschlechter zugrunde oder sie verkommen; sie müssen wieder aufgefrischt werden, und dazu liefert immer das Land den Stoff.

---

<sup>1)</sup> Der Mensch ist im Gegenteil von Natur gesellig wie manche Tiere, z. B. die Bienen, ebenfalls; dagegen lebt z. B. der Löwe nicht in Herden, ebensowenig der Adler usw.

<sup>2)</sup> Weil die Kohlensäure, die der Mensch ausatmet, eingeatmet schädlich wirkt.

<sup>3)</sup> Rousseau, selbst menschenscheu, sucht auch Emil von anderen Menschen möglichst fernzuhalten, weil er nur an die sittlichen Gefahren denkt, die diesem von den Mitmenschen drohen, nicht aber an die Förderung, die er von ihnen erfahren kann.

So lasset doch, wenn ich so sagen darf, eure Kinder sich selbst auffrischen, lasset sie draußen in Feld und Wiese die Kraft wiedergewinnen, die man in der ungesunden Luft übervölkerter Orte verliert!

Das Folgende handelt vom Baden der Kinder und bekämpft die Ansicht, daß die ersten Bäder warm sein müßten; mindestens sei die Wärme von Bad zu Bad zu vermindern.

Wenn der Gebrauch der Bäder einmal eingeführt ist, so soll man ihn nicht mehr außer Übung setzen, und es ist von Wichtigkeit, daß man ihn sein ganzes Leben beibehalte. Ich betrachte ihn nicht bloß von der Seite der Reinlichkeit und der augenblicklichen Gesundheit, sondern sehe ihn als eine heilsame Vorsorge an, um das Bindegewebe geschmeidiger zu machen, damit es ohne Anstrengung und Gefahr den verschiedenen Wärme- und Kältegraden nachgeben könne. Dazu würde ich vorschlagen, daß man in der Zeit des Heranwachsens sich nach und nach daran gewöhnte, sich manchmal im warmen Wasser in allen erträglichen Graden zu baden und oft im kalten Wasser in allen möglichen Graden. Wenn man sich so gewöhnt hätte, die verschiedenen Wärmestufen des Wassers zu ertragen, das als eine dichtere Flüssigkeit uns an mehr Punkten berührt und empfindlicher auf uns einwirkt, so würde man für die Wärmegrade der Luft beinahe unempfindlich werden.

Wenn das Kind, von seinen Hüllen befreit, einmal aufatmet, so gebe man nicht zu, daß ihm andere umgelegt werden, die es noch mehr einengen. Weg mit den Hauben, Bändern, Wickelkissen; gebt ihm weite und große Windeln, welche all seinen Gliedern freie Bewegung lassen und weder so schwer sind, daß sie seine Bewegungen hindern, noch so warm, daß es die Einwirkung der Luft nicht mehr spüren kann. Legt es in eine weite, gut ausgepolsterte Wiege,<sup>1)</sup> wo es sich nach Bequemlichkeit und ohne Gefahr bewegen kann. Wenn es einmal stärker wird, laßt es durch das Zimmer kriechen und seine kleinen

<sup>1)</sup> Rousseau nennt hier die Wiege nur, weil sie damals noch allgemein im Gebrauch war; er war der Ansicht, daß es nicht notwendig, ja sogar schädlich sei, die Kinder zu wiegen.

Glieder sich entwickeln und ausdehnen; ihr werdet sehen, wie es von Tag zu Tag kräftiger wird. Vergleicht es mit einem recht eingeschnürten Kind desselben Alters und ihr werdet über die Verschiedenheit in ihren Fortschritten erstaunt sein.

Im folgenden handelt Rousseau von den ersten geistigen Reigungen des Kindes; er malt insbesondere aus, wie unbeholfen das Kind selbst dann wäre, wenn es mit der Größe und Kraft eines Erwachsenen zur Welt käme, weil es seine Kraft ja nicht gebrauchen könnte. Von Geburt an aber lerne das Kind, und zwar durch die Erfahrung. Rousseau sagt hiervon:

Ich wiederhole: die Erziehung des Menschen beginnt bei seiner Geburt; bevor er sieht und hört, wird er schon unterrichtet. Die Erfahrung kommt vor der Lehre; sobald er nur seine Amme erkennt, hat er sich schon viel angeeignet. Man würde staunen über die Kenntnisse des ungebildetsten Menschen, wenn man seine Fortschritte vom Augenblick seiner Geburt an bis zu demjenigen, zu dem er gelangt ist, verfolgte. Wenn man alles menschliche Wissen in zwei Teile teilte, wovon einer allen Menschen gemeinsam, der andere aber nur den Gelehrten gehörte, so würde der letztere sehr gering sein im Vergleich zum ersten; aber wir beachten das allgemein Angeeignete kaum, weil es erworben wird, ohne daß man daran denkt, und schon vor dem Alter der Vernunft, weil ferner das Wissen nur durch seine Abstufungen sich bemerklich macht und, wie bei den algebraischen Gleichungen, gleiche Größen auf beiden Seiten für nichts zählen.<sup>1)</sup>

Rousseau spricht hierauf von den ersten Gewohnheiten, die den Kindern anezogen werden, der Gewohnheit, bei Licht zu schlafen und zu bestimmten Stunden ihre Mahlzeiten zu bekommen. Beide Gewohnheiten hält Rousseau für schädlich, Kinder müßten im Gegenteil an Dunkelheit gewöhnt werden, damit sie nicht schreien, wenn es um sie finster ist. Er sagt hiervon:

Die einzige Gewohnheit, die man bei dem Kinde aufgenommen lassen darf, ist die, daß es keine Gewohnheit an-

<sup>1)</sup> Man beachtet nur, was einer mehr weiß als andere, also nur höhere Stufen des Wissens; was alle wissen, wird für nichts geachtet.

nehme;<sup>1)</sup> man soll es nicht mehr auf einem Arme tragen als auf dem andern; man soll es nicht gewöhnen, daß es gerade nur die eine Hand darbiete oder sich ihrer öfter bediene, daß es zu derselben Stunde zu essen, zu schlafen oder was immer vorzunehmen verlange, daß es Tag und Nacht nie allein bleiben könne. Bereite frühzeitig die Oberherrschaft seiner Freiheit und den Gebrauch seiner Kräfte vor, indem du seinem Leibe die natürliche Art erhältst und ihn instand setzest, immer Herr über sich zu sein und in allen Dingen seinen Willen zu tun, sobald er einen hat.

In Befolgung dieser Grundsätze will Rousseau seinen Zögling an häßliche, ekelhafte und ungewöhnliche Tiere, an Masken und abschreckende Gesichtszüge, an den Knall von Schußwaffen, endlich auch an Blitz und Donner gewöhnen, so daß nichts davon ihm Furcht einflöße.

Im folgenden bespricht Rousseau das Verlangen der Kinder, die Dinge, die sie sehen, auch betasten zu können; er sagt darüber:

Nur wenn wir uns bewegen, erfahren wir, daß es Dinge gibt, welche nicht wir selbst sind, nur durch unsere eigene Bewegung bekommen wir den Begriff der Ausdehnung. Da nun das Kind diesen Begriff nicht hat, so greift es geradeso nach einem Gegenstand, der ihm nahe, wie nach einem, der hundert Schritte von ihm entfernt ist. Die Anstrengung, die es macht, scheint dir ein Wink, ein Befehl zu sein, daß der Gegenstand sich nähere, oder daß du ihm denselben herbeibringst; aber mit Unrecht: es sieht nur die Gegenstände, die es zuerst in seinem Gehirn und dann in seinen Augen gesehen hat, jetzt am Ende seiner Arme<sup>2)</sup> und kann sich keine andere Entfernung vorstellen, als die, die ihm erreichbar ist. Sorge also dafür, daß es fleißig umhergetragen, von einem Orte zum andern gebracht und daß ihm die Veränderung des Ortes fühlbar gemacht

---

<sup>1)</sup> Rousseau fordert hier etwas Unmögliches, ja sogar Schädliches, da vernünftig geleitete Gewöhnung eines der wichtigsten Erziehungsmittel ist; das Folgende zeigt freilich, daß er nur meint, man solle dem Kinde keine unnötigen Bedürfnisse angewöhnen. Ordnung im Essen und Schlafen gehört aber nicht zu den unnötigen Angewöhnungen, wie Rousseau meint.

<sup>2)</sup> Stellt sich vor, daß sie am Ende seiner Arme seien.

werde, damit es die Entfernungen beurteilen lerne. Wenn es sie einmal zu erkennen beginnt, mußst du einen andern Weg einschlagen und es nur noch nach deinem Gutdünken, nicht nach dem seinigen herumtragen; denn sobald es nicht mehr durch seine Sinne irreführt wird,<sup>1)</sup> erhalten seine Bemühungen eine andere Ursache. Diese Veränderung ist bemerkenswert und bedarf der Erklärung.

Das unbehagliche Gefühl der Bedürfnisse spricht sich durch Zeichen aus, wenn die Hilfe anderer notwendig ist, um sie zu befriedigen. Daher das Weinen der Kinder. Sie weinen viel, und das muß so sein. Da alle ihre Empfindungen Gefühls-eindrücke sind,<sup>2)</sup> so genießen sie dieselben stillschweigend, wenn sie angenehm sind; sind sie dagegen schmerzlich, so sagen sie es in ihrer Sprache und verlangen Erleichterung. Solange sie also wach sind, können sie kaum je in einem Zustand der Unerregtheit sein: sie schlafen oder sie sind sinnlich angeregt.

Alle unsere Sprachen sind Erzeugnisse der Kunst. Man hat sich lange gefragt, ob es eine natürliche, allen Menschen gemeinsame Sprache gebe: ohne Zweifel gibt es eine solche — die Sprache der Kinder, bevor sie reden können. Diese Sprache ist nicht artikuliert (formenreich); aber sie ist betont, klangvoll, verständlich. Der Gebrauch unserer Sprachen hat sie so sehr verdrängt, daß wir sie ganz und gar vergessen haben. Studieren wir die Kinder, und wir werden sie im Umgange mit ihnen bald wieder lernen. In dieser Sprache sind die Ammen unsere Lehrmeisterinnen; sie verstehen alles, was ihre Pfleglinge sagen, sie antworten ihnen und halten mit ihnen vollkommen zusammenhängende Gespräche; sie sprechen zwar Worte aus, doch sind diese Worte ganz unnötig, denn jene hören nicht auf den Sinn des Wortes, sondern nur auf den Ton, mit dem es ausgesprochen wird.

Zur Sprache der Stimme tritt die nicht minder ausdrucksvolle Gebärdensprache. Die Gebärde spricht sich nicht durch die schwachen Hände der Kinder, sondern auf ihrem Gesichte

1) Wenn es die wahren Entfernungen kennt.

2) Von (sinnlichen) Gefühlen begleitet sind.

aus. Es ist erstaunlich, wieviel Ausdruck diese so unvollkommen ausgebildeten Physiognomien schon haben; ihre Züge wechseln von einem Augenblick zum andern mit unglaublicher Raschheit. Lächeln, Verlangen, Schreck kommen und vergehen da wie Blitze; man glaubt jedesmal ein anderes Gesicht zu sehen. Sicher sind ihre Gesichtsmuskeln beweglicher als die unsrigen. Dafür sind ihre matten Augen fast ausdruckslos. So muß auch die Zeichensprache in einem Alter, wo man nur leibliche Bedürfnisse kennt, beschaffen sein; Empfindungen sprechen sich in Verzerrungen des Gesichtes aus, Gefühle in den Blicken.<sup>1)</sup>

Das Folgende bezieht sich auf das Schreien der Kinder und die unzumutbaren Mittel, die dagegen dann angewendet werden, wenn die Erwachsenen die Ursache des Schreiens nicht erkennen und daher auch nicht zu beseitigen vermögen: Liebkosungen, Einwiegen, Vorsingen und Schläge. Von letzteren sagt Rousseau:

Nie werde ich vergessen, wie ich einst einen dieser lästigen Schreier sah, den seine Amme auf solche Weise geschlagen hatte. Augenblicklich war er stille: ich glaubte, er sei eingeschüchtert worden. Ich sagte mir: das wird einmal eine knechtische Seele geben, bei der man nur durch Strenge etwas durchsetzen kann. Aber ich täuschte mich; der Unglückliche war am Ersticken vor Zorn und außer Atem gekommen; ich sah, wie er blutrot wurde. Einen Augenblick darauf brach ein durchdringendes Geschrei los; alle Zeichen der Entrüstung, der Wut und Verzweiflung dieses Alters waren in seinem Geschrei wahrzunehmen. Ich fürchtete, er werde dieser Aufregung unterliegen. Hätte ich daran gezweifelt, daß das Gefühl des Rechts und des Unrechts dem menschlichen Herzen eingeboren sei, dieses Beispiel allein hätte mich zu einer anderen Meinung gebracht. Ich bin versichert, wäre ein Feuerbrand durch Zufall auf die Hand des Kindes gefallen, es wäre ihm weniger empfindlich gewesen als dieser ziemlich leichte Schlag, der ihm aber in der offenbaren Absicht, es zu kränken, gegeben worden war.

Rousseau bemerkt sodann, wie schädlich es sei, Kinder zu necken

---

<sup>1)</sup> Weil die Kinder noch keine Gefühle, sondern nur leibliche Bedürfnisse und sinnliche Empfindungen haben, ist ihr Blick ausdruckslos.

und dadurch zum Zorne zu reizen. Doch dürfe man den Kindern auch nicht allzusehr willfährig sein; Rousseau sagt hierüber:

Die ersten Tränen der Kinder sind Bitten; wenn man sich nicht vorsieht, werden sie bald Befehle; zuerst lassen sie sich helfen, am Ende lassen sie sich bedienen. Entsprang aus ihrer eigenen Schwäche zuerst das Gefühl ihrer Abhängigkeit, so bildet sich auf diese Weise später die Vorstellung des Befehlens und Herrschens; aber da diese Vorstellung weniger durch ihre Bedürfnisse erregt wird als durch unsere Hilfeleistungen, so beginnen hier moralische Wirkungen sich fühlbar zu machen, deren unmittelbare Ursache nicht in der Natur liegt, und man sieht, warum es schon hier, auf dieser frühesten Altersstufe, so wichtig ist, die geheime Absicht zu finden, welche der Gebärde oder dem Geschrei zugrunde liegt.

Wenn das Kind mit Anstrengung seine Hand ausstreckt, ohne dabei etwas zu sagen, so glaubt es den Gegenstand greifen zu können, weil es seine Entfernung nicht schätzt: es hat sich also geirrt; aber wenn es mit dem Ausstrecken der Hand weint und schreit, dann liegt kein Irrtum über die Entfernung vor, sondern es verlangt von dem Gegenstande, daß er näher komme, oder von dir, daß du ihn herbringest.<sup>1)</sup> Im ersteren Falle bringe es langsam und mit kleinen Schritten zu dem Gegenstande hin; im zweiten tue nicht einmal so, als hättest du es gehört: je mehr es dann schreit, desto weniger mußt du darauf hören. Es ist von Wichtigkeit, daß es frühzeitig daran gewöhnt werde, weder den Menschen zu befehlen, denn es ist nicht ihr Meister, noch den Dingen, denn sie verstehen es nicht. Wenn deshalb ein Kind irgend etwas verlangt, was es sieht und was man ihm geben will, ist es besser, das Kind zu dem Gegenstande hinzubringen als umgekehrt: es zieht aus diesem Verfahren einen seinem Alter angemessenen Schluß,<sup>2)</sup> und es gibt kein anderes Mittel, ihm denselben nahe zu legen.

Rousseau bemerkt hierauf, daß von eigentlicher Sittlichkeit beim

---

<sup>1)</sup> Dies sind die „geheimen Absichten“, von denen vorher die Rede war.

<sup>2)</sup> D. i., daß es sich selbst helfen muß.

Kinde nicht die Rede sein kann, weil es noch nicht weiß, was gut oder böse ist. Er sagt hierüber:

Ein Kind will alles, was es sieht, aus seiner Ordnung bringen; es zerbricht und zerstört alles, was es erreichen kann; es greift einen Vogel an, wie es einen Stein angreifen würde, es erwürgt ihn, ohne zu wissen, was es tut.

Und warum? Die Philosophie <sup>1)</sup> sucht sogleich die Begründung in angeborenen Lastern, Stolz, Herrschsucht, Eigenliebe, Bosheit des Menschen: das Gefühl seiner Schwäche, könnte sie beifügen, bringt dem Kinde die Sucht bei, gewalttätige Handlungen zu begehen und sich selbst den Beweis der eigenen Kraft zu liefern. Man sehe aber doch jenen hinfalligen, gebrochenen Greis, den der Kreislauf des menschlichen Lebens zur Schwäche der Kindheit zurückgeführt hat; er bleibt nicht nur selbst friedsam und ruhig, er will auch, daß alles um ihn herum so bleibe; die geringste Veränderung verwirrt und beunruhigt ihn, allgemeine Stille wäre ihm am liebsten. Wie sollte die nämliche Ohnmacht bei den nämlichen Leidenschaften in den beiden Lebensaltern so verschiedene Wirkungen hervorbringen, wenn nicht die erste Ursache eine verschiedene wäre? Und wo kann man diese Verschiedenheit der Ursachen suchen außer in dem physischen Zustande der beiden Menschen? Der Tätigkeitstrieb, der beiden gemeinsam ist, entfaltet sich in dem einen, erlischt in dem anderen; der eine entsteht, der andere vergeht; der eine geht dem Leben, der andere dem Tode entgegen. Die abnehmende Tatkraft des Greises zieht sich in sein Herz zurück: in dem Herzen des Kindes überquillt sie und drängt nach außen; es fühlt sozusagen Leben genug in sich, seine ganze Umgebung damit zu erfüllen. Bauen oder niederreißen gilt ihm gleich, wenn es nur die Dinge in eine andere Lage bringen kann, und jede Veränderung ist eine Tätigkeit. Wenn es demnach einen größeren Hang zum Zerstören zu haben scheint, so ist das nicht Bosheit; es erklärt sich vielmehr daraus, daß die Tätigkeit, welche bildet,

---

<sup>1)</sup> Richtiger: manche Gelehrte; Rousseau ist mit der Bezeichnung „Philosoph“ ziemlich freigebig.

immer langsam ist und deshalb die Tätigkeit des Zerstörens als die schnellere seiner Lebhaftigkeit mehr zusagt.

Rousseau stellt hiernach folgende Grundsätze auf:

Weit entfernt, überflüssige Kräfte zu besitzen, haben die Kinder nicht einmal hinreichende für alles, was die Natur von ihnen verlangt; man muß ihnen also den Gebrauch aller derjenigen, die sie ihnen gibt und die sie nicht mißbrauchen können, zugestehen. — **Erster Grundsatz.**

Man muß sie unterstützen und ihrem Mangel an Einsicht oder an Kraft in allem, was zum leiblichen Bedürfnis gehört, zu Hilfe kommen. — **Zweiter Grundsatz.**

Man muß sich bei dieser Hilfeleistung lediglich auf den wirklichen Nutzen beschränken, ohne der Laune oder dem unvernünftigen Verlangen etwas zuzugestehen; denn die Laune wird sie nicht quälen, wenn man sie nicht in ihnen geweckt hat, da sie ja nicht aus der Natur entspringt. — **Dritter Grundsatz.**

Man muß ihre Sprache und ihre Zeichen sorgfältig studieren, um in diesem Alter, wo sie nicht heucheln können, bei ihren Wünschen zu unterscheiden, was unmittelbar aus der Natur entspringt und was aus der Einbildung herrührt. — **Vierter Grundsatz.**

Im folgenden kommt Rousseau nochmals auf das Schreien der Kinder aus Eigensinn zu sprechen; er sagt darüber:

Das einzige Mittel, diese Gewohnheiten zu heilen oder zu verhüten, ist, nicht darauf zu achten. Niemand will sich unnütze Mühe geben, selbst nicht die Kinder. Sie sind eigensinnig in ihren Versuchen; aber wenn du mehr Beharrlichkeit hast als sie Eigensinn, so lassen sie ab und kommen nie mehr darauf zurück. Auf diese Weise erspart man ihnen Tränen und gewöhnt sie, nur zu weinen, wenn der Schmerz sie dazu zwingt.

Wenn sie übrigens aus Laune oder Eigensinn weinen, so ist ein sicheres Mittel, sie davon abzubringen, daß man sie durch irgendeinen angenehmen und auffälligen Gegenstand zerstreut, über den sie vergessen, daß sie weinen wollten. Die meisten Ammen verstehen diese Kunst ausgezeichnet, und richtig an-

gewandt ist sie auch sehr nützlich; aber es kommt sehr viel darauf an, daß das Kind die Absicht, es zu zerstreuen, nicht merke, und daß es sich unterhalte, ohne zu wissen, daß man es wünscht: hierin sind nun aber alle Ammen ungeschickt.

Rousseau spricht sodann vom Entwöhnen der Kinder und dem Hervorkommen der Zähne; um letzteres zu erleichtern, rät er statt harter Gegenstände (Metall oder Elfenbein), wie sie damals üblich waren, weichere Stoffe, Holz, Leder u. dgl. zum Kauen zu geben.

Von dem ersten Spielzeug bemerkt er:

In nichts kann man mehr einfach sein, nicht einmal bei Kindern. Schellen von Silber, Gold und Korallen, geschliffenes Kristall, Klappern in allen Preisen und Arten; wieviel unnützes und gefährliches Gerät! Weg damit! Weg mit Schellen und Klappern; kurze Zweige mit ihren Früchten und Blättern, ein Mohnkopf, in dem man die Körper klappern hört, eine Stange Süßholz, zum Saugen und Kauen werden ihm ebensoviel Vergnügen machen als all der prächtige Flitterkram, ohne den Nachteil, es von Jugend auf an den Luxus zu gewöhnen.

Das Folgende handelt von der ersten Nahrung der Kinder nach ihrer Entwöhnung, dann von ihren ersten Sprechversuchen. In letzterer Hinsicht bekämpft Rousseau das viele und für die Kinder unverständliche Vorsprechen, das Streben, die Kinder möglichst bald zum Sprechen zu bringen, endlich die Duldung allzu leisen und undeutlichen Sprechens der Kinder, das besonders in Städten vorkomme, weil man da viel zu sehr auf jeden Laut achte, den die Kinder von sich geben.

Auf dem Lande ist dies ganz anders. Eine Bäuerin ist nicht unaufhörlich um ihr Kind; es ist daher gezwungen, ganz deutlich und ganz laut sprechen zu lernen, was die Mutter verstehen soll. Auf dem Felde, wo die Kinder sich zerstreuen und von Vater, Mutter und den anderen Kindern sich entfernen, lernen sie, sich auf Entfernung verständlich zu machen und die Stärke ihrer Stimme nach dem Zwischenraume abzumessen, der sie von denjenigen trennt, von denen sie gehört werden wollen. So lernt man zweckmäßig die richtige Aussprache, nicht aber, indem man etliche Laute in das Ohr einer aufmerksamen Erzieherin stammelt. Wenn man ein Bauernkind fragt, so kann wohl die Scham es verhindern zu antworten;

was es aber sagt, sagt es deutlich, während in der Stadt die Kindsfrau dem Kinde als Dolmetscherin dienen muß; denn sonst versteht man nichts von allem, was es in die Zähne murmelt.

Heranwachsend müssen sich die Knaben in den Gymnasien, die Mädchen in den Klöstern von diesem Fehler frei machen; in der Tat sprechen auch diese im allgemeinen deutlicher als diejenigen, welche immer im väterlichen Hause erzogen worden sind. Was sie aber verhindert, je eine so deutliche Aussprache wie die Landleute sich anzueignen, ist der Zwang, vieles auswendig zu lernen und das Gelernte laut herzusagen; denn beim Einlernen gewöhnen sie sich ans Hudeln, an eine nachlässige und schlechte Aussprache. Beim Aufsagen ist es noch schlimmer: sie suchen mühsam ihre Worte zusammen und ziehen und dehnen die Silben; es ist nicht möglich, daß die Zunge, wenn das Gedächtnis strauchelt, nicht auch stammle. So werden die Aussprachefehler hervorgerufen und fortgepflanzt. Es wird sich späterhin zeigen, daß mein Emil diese Fehler nicht an sich hat oder daß er sie nicht auf diese Weise bekommen hat.

Rousseau betrachtet es auch als einen großen Nachteil, daß die Kinder die Worte der Erwachsenen zwar zu verstehen scheinen, sie aber falsch verstehen, weil sie ihnen einen anderen Sinn als die Erwachsenen unterlegen. Er empfiehlt daher:

Schränke also den Wortvorrat des Kindes auf das notwendigste ein. Es ist sehr mißlich, wenn es mehr Worte als Vorstellungen hat und wenn es mehr sagen als denken kann. Ich glaube, daß einer der Gründe, warum die Landleute meistens ein gesünderes Verständnis haben als die Stadtbewohner, der ist, daß ihr Wortschatz weniger ausgedehnt ist. Sie haben wenig Vorstellungen, aber sie setzen sie sehr gut in Beziehung zueinander.

Mit diesen Anweisungen schließt das erste Buch, das also die früheste Erziehung des Kindes bis zur Erlernung der Sprache behandelt.

### Zweites Buch.

Dieses Buch schildert zunächst die Vorteile, welche der erlangte Besitz der Sprache für die weitere Erziehung bietet; Rousseau sagt darüber:

Wenn die Kinder zu sprechen beginnen, weinen sie weniger. Dies ist ein natürlicher Fortschritt: e i n e Sprache ist an Stelle der a n d e r n getreten. Warum sollten sie auch, wenn sie einmal mit Worten sagen können, daß ihnen etwas weh tut, es durch Schreien äußern, wenn nicht etwa der Schmerz zu groß ist, als daß das Wort ihn ausdrücken könnte? Wenn sie dann noch fortfahren zu weinen, so ist es die Schuld der Umgebung. Wenn Emil einmal gesagt hat: „es tut mir weh,“ mußte er schon sehr heftige Schmerzen haben, um noch zu weinen.

Wenn das Kind fällt, wenn es sich eine Beule am Kopf zuzieht, wenn es aus der Nase blutet, wenn es sich in den Finger schneidet, so bemühe ich mich nicht mit aufgeregter Miene um dasselbe, sondern bleibe ruhig, wenigstens für kurze Zeit. Das Übel ist da, die Notwendigkeit gebietet, daß es ertragen werde; meine ganze Bemühung würde also nur dazu dienen, das Kind noch mehr zu erschrecken und seine Empfindlichkeit zu steigern. Im Grunde quält auch uns, wenn wir uns verletzt haben, der Schlag nicht so sehr als die Angst. Ich werde ihm also wenigstens jenes Übermaß von Beängstigung ersparen; denn es wird über seinen Unfall ganz sicher so urteilen, wie es mich urteilen sieht: sieht es mich besorgt herbeieilen und es trösten und beklagen, so wird es sich für verloren halten; sieht es, daß ich kalt bleibe, wird es bald selbst wieder kaltes Blut bekommen und das Übel für geheilt halten, wenn es dasselbe nicht mehr empfindet. In diesem Alter macht man die erste Schule der Beherztheit durch und, indem man leichte Schmerzen gelassen duldet, lernt man allmählich die großen ertragen.

Ich würde durchaus nicht ängstlich darüber wachen, daß Emil sich nicht beschädige, nein, es wäre mir sogar sehr unlieb, wenn er sich nie verletzte und heranwüchse, ohne den Schmerz kennen zu lernen. Die erste Sache, die er lernen muß und am

notwendigsten wird kennen müssen, ist — leiden. Es scheint, daß die Kinder nur deswegen klein und schwach sind, um diese wichtige Schule ohne Gefahr durchzumachen. Wenn das Kind nur so hoch, als es selbst ist, fällt, wird es kein Bein brechen; wenn es sich mit einem Stocke schlägt, wird es sich den Arm nicht zerschlagen; wenn es ein schneidendes Werkzeug in die Hand nimmt, wird es nicht fest zugreifen und sich nicht tief hineinschneiden.<sup>1)</sup> Man wird schwerlich ein sich selbst überlassenes Kind sich töten oder verstümmeln oder nur auf beträchtliche Weise sich verletzen sehen, wenn man es nicht unbedachtsam auf hohen Orten oder allein am Feuer der Gefahr ausgesetzt oder gefährliche Werkzeuge auf Handweite in seiner Nähe gelassen hat. Was soll man von diesen Rüstkammern von Maschinen sagen, die man um ein Kind herum ansammelt, um es hieb- und stichfest gegen jeden Schmerz zu machen,<sup>2)</sup> bis es als erwachsener Mensch, ohne Mut und Erfahrung sich selbst anheimgegeben, bei jedem Stich sich tödlich verwundet glaubt und beim ersten Blutstropfen in Ohnmacht fällt.

Unsere schulmeisterliche Lehrsucht will die Kinder immer das lehren, was sie von sich selbst viel besser lernen würden, und vergißt dabei, was wir allein ihnen hätten beibringen können. Gibt es etwas Einfältigeres als die Mühe, die man sich gibt, sie gehen zu lehren, als hätte man gesehen, daß einmal ein erwachsener Mensch infolge von Vernachlässigung durch seine Amme nicht gehen konnte? Wieviele Leute sieht man im Gegenteil ihr ganzes Leben hindurch schlecht gehen, weil man sie es schlecht gelehrt hat!

Emil wird weder Fallhauben noch Gehkörbe noch Gehwägelchen noch Gängelband haben, oder man wird ihn wenigstens, sobald er einmal einen Fuß vor den andern setzen kann, nur auf gepflasterten Stellen unterstützen und über dieselben

---

<sup>1)</sup> Daß Kinder bei alledem sich mitunter sehr gefährlich verletzen, ist zur Genüge bekannt und wird im folgenden auch von Rousseau zugestanden.

<sup>2)</sup> Von den künstlichen Veranstaltungen, um Kinder vor Schmerz zu bewahren.

eilig hinwegführen. Anstatt ihn in der verdorbenen Luft eines Zimmers verkommen zu lassen, wird man ihn täglich mitten in eine Wiese hinausführen. Da mag er laufen, sich tummeln und hundertmal des Tages fallen; um so besser, er lernt dann um so früher wieder aufstehen. Das wohlige Gefühl der Freiheit macht viele Verletzungen wieder gut. Mein Zögling wird viele Quetschungen bekommen; dafür wird er aber immer lustig sein: wenn die eurigen sie weniger haben, so sind sie dafür immer gehemmt, unfrei und trübselig. Ich zweifle, ob sie dabei gewonnen haben.

Am meisten ist das Leben in seinem Anfange bedroht; je weniger man gelebt hat, desto weniger Hoffnung soll man auf das Leben setzen.<sup>1)</sup> Höchstens die Hälfte von allen Kindern, die zur Welt kommen, gelangen zum erwachsenen Alter, und es ist wahrscheinlich, daß auch dein Zögling das Mannesalter nicht erreichen wird.

Was soll man also von jener barbarischen Erziehung denken, welche die Gegenwart einer ungewissen Zukunft aufopfert, die ein Kind mit Ketten jeder Art belastet und es von vornherein elend macht, um ihm für später, ich weiß nicht welches vermeintliche Glück zu sichern, dessen es vermutlich nie teilhaftig werden wird? Wenn ich diese Erziehung in ihren Zielen auch für vernünftig halten könnte, wie soll man ohne Unwillen die armen Unglücklichen ansehen, die einem unerträglichen Joche unterworfen und wie Galeerensträflinge zu fortwährender Zwangsarbeit verurteilt sind, ohne versichert zu sein, daß so viele Mühen ihnen je etwas nützen werden? Das Alter der Fröhlichkeit geht hin in Tränen, Züchtigungen, Drohungen und Sklaverei. Man quält den Unglücklichen um seiner Wohlfahrt willen, man sieht den Tod nicht, den man herbeiruft<sup>2)</sup> und der ihn mitten in dieser traurigen Vorbereitung ergreifen wird. Wer

---

<sup>1)</sup> Je jünger man ist, desto weniger kann man darauf rechnen, noch lange zu leben, weil die Sterblichkeit in den ersten Lebensjahren am größten, ein baldiger Tod daher am wahrscheinlichsten ist.

<sup>2)</sup> Man ahnt nicht, daß das Kind bald sterben wird, ja befördert vielleicht selbst seinen Tod, ohne es zu wollen.

weiß, wie viele Kinder als Opfer der wahnwitzigen Klugheit eines Vaters oder eines Lehrers sterben? Glücklicher, seiner Härte zu entrinnen, ziehen sie aus all den Übeln, die er ihnen verursacht, den einzigen Vorteil, ohne Bedauern aus dem Leben zu gehen, das ihnen nur seine Qualen gezeigt hat.<sup>1)</sup>

Menschen, seid menschlich, das ist eure erste Pflicht: seid es für alle Lebensstände und Lebensalter, für alles, was dem Menschen nicht fremd ist. Welche Weisheit habt ihr denn noch außer der Menschlichkeit? Liebet die Kindheit, begünstigt ihre Spiele, ihre Ergötzungen, ihre liebenswürdige Natur.<sup>2)</sup>

Den Gedanken, daß die herkömmliche Erziehung das Glück der Kindheit vernichte, in der trügerischen Hoffnung, in der Zukunft das Kind desto glücklicher zu machen, wiederholt auch das Folgende. Hierauf beantwortet Rousseau die Frage, was Glück sei, indem er sagt, es bestehe nur in dem geringsten Maß von Übeln, die wir erleiden.

Worin besteht also die menschliche Weisheit oder der Weg des wahren Glückes? Nicht gerade in der Beschränkung unserer Wünsche; denn wenn sie unter unserem Vermögen wären,<sup>3)</sup> bliebe ein Teil unserer Fähigkeiten untätig, und wir wären nicht im vollen Genusse unseres Seins: aber auch nicht in der Steigerung über unsere Fähigkeiten; denn wenn unsere Wünsche plötzlich eine verhältnismäßig zu große Ausdehnung annehmen würden, würden wir nur um so elender werden: sondern in der Unterdrückung der über unsere Fähigkeiten hinausgehenden Wünsche und in der vollkommenen Ausgleichung des Könnens und Wollens. Dann erst wird, wenn auch alle Kräfte in Tätigkeit sind, die Sache dennoch ruhig bleiben und der Mensch sich in richtiger Verfassung befinden.

Rousseau schildert sodann, wie unsere Einbildungskraft uns unglücklich macht, indem sie Hoffnungen erregt, die sich dann als unerfüllbar herausstellen; daher müsse man vor allem die Einbildungskraft in Schranken halten, um glücklich zu sein.

<sup>1)</sup> Die Übertreibungen in dieser Darstellung des herkömmlichen Erziehungswesens sind in die Augen springend, wenn auch die darin liegende Warnung immerhin Beachtung verdient.

<sup>2)</sup> Diese Worte enthalten den Hauptgrundsatz des Philanthropinismus.

<sup>3)</sup> Wenn wir weniger wünschen, als wir zu erreichen vermögen.

Die wirkliche Welt hat ihre Schranken, die Welt unserer Einbildungskraft ist unendlich: können wir die eine nicht erweitern, so wollen wir die andere einschränken: denn nur aus dem Abstände zwischen beiden entsteht alles Weh, das uns wahrhaft unglücklich macht. Nimm Kraft, Gesundheit und die gute Meinung von uns selbst weg, so sind alle Güter dieses Lebens nur geträumte; nimm körperliche Schmerzen und Gewissensbisse hinweg, so sind alle unsere Übel nur eingebildete. Das ist ein alltäglicher Grundsatz, sagt man; freilich wohl: aber seine praktische Anwendung ist nicht alltäglich, und darum handelt es sich hier eben ganz allein.

Der Gedanke, daß nur im Entsagen und Entbehren das wahre Glück liege, kehrt auch im folgenden wieder. „Mit allem unserem Mühen und Ringen, unser Glück zu vermehren,“ sagt Rousseau, „verwandeln wir es nur in Unglück.“

Alles, alles ist Torheit und Widerspruch in den menschlichen Einrichtungen. Je mehr unser Leben an Wert verliert, desto mehr beunruhigen wir uns um dasselbe. Die Greise grämen sich noch mehr darum als junge Leute; sie wollen die Vorbereitungen nicht verlieren, die sie gemacht, um es zu genießen, und es ist sehr hart zu sterben, bevor man zu leben begonnen hat. Man nimmt an, daß der Mensch einen lebhaften Trieb der Selbsterhaltung habe, und er hat ihn in der That; aber man sieht nicht, daß dieser Trieb in der Stärke, wie wir ihn fühlen, zum großen Teile das Werk der Menschen ist.<sup>1)</sup> Von Natur ist der Mensch nur so weit um seine Erhaltung besorgt, als ihm Mittel dafür zur Verfügung stehen; sobald diese ihm mangeln, beruhigt er sich und stirbt, ohne sich unnütz zu quälen. Das Gesetz der Entsagung gibt uns zuerst die Natur. Die Wilden wie die Tiere sträuben sich sehr wenig gegen den Tod und erdulden ihn fast ohne Klage. Ist dieses Gesetz hinfällig geworden, so bildet sich ein anderes, das von der Vernunft ausgeht,<sup>2)</sup> aber wenige wissen es ihr abzugewinnen, und diese

<sup>1)</sup> Weil man den Kindern Todesfurcht einflößt.

<sup>2)</sup> Der Philosoph erkennt durch Vernunftgründe, daß der Tod kein Übel ist und stirbt daher mit Ergebung und ohne Sträuben.

künstliche Entsagung ist nie so voll und ausnahmslos wie die erste.

Die Vorsorge! Ja, die Vorsorge, die uns fortwährend aus uns hinausdrängt und uns oft dorthin weist, wo wir nie hinkommen werden, sie ist die wahre Quelle alles unseres Elends. Welcher Wahnsinn für ein so vergängliches Wesen, wie es der Mensch ist, immer in eine ferne Zukunft zu sehen, welche so selten kommt, und die Gegenwart, die ihm sicher ist, zu vernachlässigen! — Dieser Wahn ist um so verhängnisvoller, als er mit dem Alter immer zunimmt und die alten Leute, die allzeit mißtrauisch, vorsorglich und geizig sind, sich lieber heute das Notwendige versagen als das Überflüssige in hundert Jahren entbehren wollen. So hängen und klammern wir uns an alles, an Zeiten, Orte, Menschen und Dinge; alles, was ist und was sein wird, ist jedem von uns wichtig: unser eigenes Wesen ist uns nur noch der geringste Teil von uns selbst. Jeder dehnt sich sozusagen über die ganze Erde hin aus und nimmt Eindrücke aus dem ganzen Erdraum auf. Ist es da zu verwundern, daß unsere Leiden sich mit all den Punkten, wo man uns verletzen kann, vervielfachen? Wie viele Fürsten grämen sich um den Verlust eines Landes, das sie nie gesehen haben! Wie viele Kaufleute brauchen nur in Indien angerührt zu werden, um in Paris aufzuschreien!

Als Beweis für seine Ansichten führt Rousseau unter anderem das Beispiel eines Kaufmannes an, der sich glücklich fühlt, aber plötzlich einen Brief erhält, der ihm Verluste meldet, die ihn in Verzweiflung stürzen; Rousseau fragt, was sich in dem Zustande dieses Kaufmannes geändert habe? Wie, wenn der Brief verloren gegangen wäre? Dies beweise, daß unser Glück nicht in den äußeren Dingen, sondern in unserer Denkart liege, darin, daß wir wenig Bedürfnisse haben. Je größer unsere Bedürfnisse seien, desto schwächer seien wir. Vermehrt aber würden unsere Bedürfnisse durch die gesellschaftlichen Einrichtungen, in denen wir leben. Rousseau kommt damit auf einen Gedanken zurück, den er schon im ersten Buch<sup>1)</sup> ausgesprochen hat; doch hält er eine Staatsform für möglich, die diesen Fehler nicht hätte. Er sagt darüber:

<sup>1)</sup> S. o. S. 12. bis 16.

Es gibt zwei Arten von Abhängigkeit: die Abhängigkeit von den Dingen, die von der Natur ausgeht, und die Abhängigkeit von den Menschen, die von der Gesellschaft herrührt. Die Abhängigkeit von den Dingen beeinträchtigt, da sie keinerlei sittliche Bedeutung hat,<sup>1)</sup> unsere Freiheit nicht und erzeugt keine Laster; die Abhängigkeit von den Menschen dagegen ist ordnungswidrig<sup>2)</sup> und erzeugt alle Laster; durch sie entsittlichen Herr und Sklave gegenseitig. Wenn es irgendein Mittel gegen dieses Übel in der Gesellschaft gibt, so besteht es darin, daß an Stelle eines Menschen (des Monarchen) das Gesetz aufgerichtet und der allgemeine Wille<sup>3)</sup> mit einer tatsächlichen Kraft ausgerüstet wird, die der Wirksamkeit jedes Einzelwillens überlegen ist. Wenn den Gesetzen der Völker, wie denen der Natur, eine Unbeugsamkeit zustünde, die keine Menschenkraft zu brechen imstande wäre, so würde die Abhängigkeit von den Menschen wieder der Abhängigkeit von den Dingen gleichen; man würde im Freistaate alle Vorteile des Naturzustandes mit denen des gesellschaftlichen (staatlichen) Zustandes verbinden, man würde zu der Freiheit, die den Menschen frei von Lastern hält, noch die Sittlichkeit fügen, die ihn zur Tugend emporhebt.

Erhalte denn das Kind in der bloßen Abhängigkeit von den Dingen: dann folgst du im Fortschritte seiner Erziehung der Ordnung der Natur. Setze seinen unvernünftigen Wünschen nur natürliche Hemmnisse oder solche Strafen entgegen, welche aus den Handlungen entspringen und an die es sich bei Gelegenheit erinnern kann: es genügt, es vom Übeltun abzuhalten, selbst ohne eigentliches Verbot. Erfahrung und Ohnmacht müssen allein bei ihm an die Stelle des Gesetzes treten. Gestatte seinen Wünschen nichts darum, weil es danach verlangt, sondern nur, weil es ein Bedürfnis danach hat. Es soll nicht wissen, wenn es selbst etwas tut, was Gehorsam ist, und nicht, was Befehlen heißt, wenn man ihm etwas tut.<sup>4)</sup> Es soll seine Freiheit

<sup>1)</sup> Keine Beziehung auf unsere Sittlichkeit hat.

<sup>2)</sup> Hier kommt der Grundirrtum Rousseaus wieder zum Vorschein.

<sup>3)</sup> Der im Staate verkörperte Wille aller Staatsbürger.

<sup>4)</sup> Das Kind soll nicht glauben, der Erzieher gehorche seinen Befehlen, wenn er seinen Wünschen entgegenkommt.

gleichermaßen in seinen und deinen Handlungen fühlen. Hilf seiner mangelnden Kraft gerade so weit nach, als nötig ist, damit es frei und nicht herrisch sei: deine Dienste soll es mit einer Art Demütigung annehmen, damit es den Augenblick herbeisehne, wo es ihrer entbehren und die Ehre genießen kann, sich selbst zu bedienen.

Hüte dich besonders, dem Kinde leere Höflichkeitsformeln einzuprägen, mit denen es unter Umständen seine ganze Umgebung wie mit Zauberworten seinem Willen unterwerfen und augenblicklich, was es will, bekommen kann. In der fratzenhaften Erziehung der Reichen verfehlt man nie, ihnen eine höfliche Herrschsucht beizubringen, indem man ihnen die Ausdrücke vorschreibt, deren sie sich bedienen müssen, damit niemand ihnen zu widerstehen wage; ihre Kinder haben nichts Bittendes, weder im Ton noch in der Art sich zu benehmen; wenn sie bitten, sind sie ebenso anmaßend, ja noch anmaßender, als wenn sie befehlen, als wären sie in diesem Falle des Gehorsams noch viel sicherer. Man sieht sofort, daß in ihrem Munde „wollen Sie mir gefälligst geben“ so viel ist als „du mußt mir's geben“ und daß „ich bitte“ bei ihnen heißt „ich befehle“. Eine prächtige Höflichkeit, die auf nichts anderes hinausläuft, als daß den Worten ein anderer Sinn gegeben wird und daß sie nie anders reden können als im Tone des Befehls!<sup>1)</sup> Ich für meinen Teil fürchte für Emil die Unfeinheit weniger als die Unverschämtheit, und so ist es mir lieber, daß er „tue das“ in bittendem Tone sage als „ich bitte“ in befehlendem. Mir kommt es nicht auf den Ausdruck an, den er gebraucht, sondern auf den Sinn, den er damit verbindet.

Rousseau wehrt sich sodann gegen den Vorwurf, daß er das Glück der Kinder doch auch vermindere, indem er sie Beschwerden aussetze; für alles entschädige die Freiheit, die er ihnen lasse. Er sagt hierüber unter anderm:

Ich sehe kleine Rangen im Schnee spielen, blaurot und starr vor Kälte; sie können kaum die Finger rühren. Es hängt nur von ihnen ab, sich wieder zu erwärmen, aber sie tun es

<sup>1)</sup> Weil sie eben nur scheinbar bitten, das wirkliche Bitten daher gar nicht lernen.

nicht; wenn man sie dazu nötigte, würden sie die Härte des Zwanges hundertmal mehr fühlen als die der Kälte.

Weißt du, welches das sicherste Mittel ist, dein Kind elend zu machen? Lediglich die Gewöhnung, alles zu bekommen; denn da seine Begierden mit der Leichtigkeit, sie zu befriedigen, fortwährend wachsen, wird die Unmöglichkeit dich früh oder spät dazu bringen, sein Verlangen wohl oder übel abzuschlagen, und diese ungewohnte Verweigerung wird ihm peinlicher sein als selbst die Entbehrung des Verlangten. Zuerst verlangt es nur den Stock, den du in der Hand hast; bald will es aber deine Uhr, dann einen Vogel in der Luft, einen Stern, den es glänzen sieht, ja, alles, was es wahrnimmt: wie willst du es befriedigen, wenn du kein Gott bist?

Wie wäre zu begreifen, daß ein vom Zorne beherrschtes und von den heftigsten Leidenschaften verzehrtes Kind je glücklich wäre? Es glücklich! nein, ein Despot wäre es und der niedrigste Sklave zugleich, das elendeste aller Geschöpfe. Ich habe derartig erzogene Kinder gesehen, die verlangten, man soll das Haus mit einem Ruck auf den Kopf stellen, man solle ihnen den Hahn von einem Kirchturme herabholen, man solle ein Regiment mitten im Marsche anhalten, daß sie die Trommler länger hören könnten, und sobald man zögerte, ihnen willfährig zu sein, ein durchdringendes Geschrei ausstießen und auf niemand hören wollten. Man beeilte sich vergeblich von allen Seiten, ihnen gefällig zu sein; ihre Begierden waren durch die allzu leichte Befriedigung gereizt, sie steiften sich auf unmögliche Dinge und sahen überall nur Widerspruch, Hindernisse, Widerwärtigkeiten und Schmerzen. Immer murrend, immer aufgebracht, immer in Wut, verbrachten sie ihre Tage mit Weinen und Klagen; waren das wirklich glückliche Wesen? Schwäche und Herrschsucht im Bunde erzeugen nur Wahnsinn und Elend. Ein verzogenes Kind schlägt den Tisch, das andere läßt das Meer peitschen!<sup>1)</sup> sie werden lange zu peitschen und zu schlagen haben, bevor sie zufrieden leben werden.

<sup>1)</sup> Anspielung auf Xerxes, der das Meer peitschen ließ, als es die Brücken weggerissen hatte.

Ich kehre zur Praxis zurück. — Ich habe schon gesagt, daß dein Kind nichts aus dem Grunde erhalten soll, weil es die Sache verlangt, sondern weil es sie nötig hat, ferner, daß es nichts aus Gehorsam, sondern alles aus Notwendigkeit tun soll. Die Worte Gehorchen und Befehlen werden somit aus seinem Wörterbuch gestrichen sein, und mehr noch die der Pflicht und der Verbindlichkeit; aber Gewalt und Notwendigkeit, Ohnmacht und Zwang müssen darin einen großen Raum einnehmen.<sup>1)</sup>

Rousseau sucht hierauf zu beweisen, daß Vernunftsgründe bei dem Kinde nicht verfangen, was (mindestens für die früheste Kindheit) unzweifelhaft richtig ist. Er führt zu diesem Zwecke ein Gespräch zwischen Lehrer und Kind vor, in welchem das Kind von seinem Standpunkte trotz aller Gründe des Lehrers Sieger bleibt.

Die Natur will, daß die Kinder Kinder seien, bevor sie Männer sind. Wenn wir diese Ordnung umzukehren belieben, werden wir nur frühreife Früchte hervorbringen, die nicht zeitig und nicht schmackhaft sind und alsbald verderben: wir werden junge Gelehrte und alte Kinder bekommen. Die Kindheit hat ihre eigene Art zu sehen, zu denken und zu empfinden; nichts ist unvernünftiger als unsere Art an deren Stelle zu setzen; ich könnte ebensogut verlangen, daß ein Kind fünf Fuß hoch gewachsen sei, als daß es im zehnten Jahre richtiges Urteil besitze. Wozu sollte ihm aber auch in diesem Alter die Vernunft dienen? Die Vernunft soll ein Zügel für die Kraft sein; das Kind bedarf dieses Zügels nicht.<sup>2)</sup>

---

<sup>1)</sup> Emil weiß nicht, was Gehorchen und Befehlen heißt, ebenso wenig, was Pflicht ist; aber daß es Gewalten gibt, die stärker sind als er selbst, und denen er sich daher unterwerfen muß, hat er allerdings erfahren. Daß ein Kind aus Liebe zu Vater und Mutter, aus Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen dieselben etwas tun oder lassen könnte, erscheint also Rousseau undenkbar oder wenigstens nicht berücksichtigungswert.

<sup>2)</sup> Weil es zu schwach ist, noch gar nicht die Kraft hat, Böses zu tun. Daran ist freilich nur richtig, daß das Kind noch nicht viel Böses tun kann; boshafter Gesinnung ist es aber doch schon bis zu einem gewissen Grade fähig.

Rousseau sucht hierauf darzutun, daß, wenn man von den Kindern Gehorsam fordere, diese geradezu angeleitet würden, ihre Erzieher zu hintergehen, zu lügen und zu heucheln.

Befiehl ihm (dem Zöglinge) vom ersten Anfange an nichts, durchaus nichts, was es auch sei. Laß nicht einmal den Gedanken in ihm aufkommen, daß du irgendeine Gewalt über ihn ausüben wolltest. Er soll bloß wissen, daß er schwach ist und du stark bist, daß er durch seine Lage und die deinige dir notwendigerweise preisgegeben ist<sup>1)</sup>; das soll er wissen, erfahren und fühlen; frühzeitig soll er auf seinem hochfahrenden Kopfe das harte Joch fühlen, das die Natur dem Menschen auferlegt, das schwere Joch der Notwendigkeit, unter welches jedes endliche Wesen sich beugen muß; er soll diese Notwendigkeit in den Dingen erblicken, nie in der Laune der Menschen;<sup>2)</sup> der Zügel, der ihn zurückhält, sei die überlegene Gewalt, nicht menschliches Ansehen. Wenn er sich einer Sache enthalten soll, verbiete sie ihm nicht; verhindere ihn, sie zu tun, ohne Auseinandersetzungen und Erörterungen; willst du ihm etwas gestatten, gestatte es auf sein erstes Wort, ohne Bitten und Betteln, besonders aber ohne Bedingungen. Erteile deine Einwilligung mit Vergnügen, deine Weigerung nur mit Widerstreben;<sup>3)</sup> doch muß dein Verweigern unwiderruflich sein; kein

---

<sup>1)</sup> Wie hart, wie liebeleer ist das hier geschilderte Verhältnis zwischen Erzieher und Zögling!

<sup>2)</sup> Daß der Erzieher den Zögling nicht von seinen Launen abhängig machen darf, ist richtig; falsch ist es aber, wenn Rousseau glaubt, der Zögling müsse in jedem Gebote und Verbote des Erziehers eine bloße Laune erblicken. Wenn der Erzieher nur konsequent in seinen Anforderungen ist und das eigene Verhalten des Erziehers mit ihnen übereinstimmt, so merkt der Zögling bald, daß die ihm erteilten Gebote und Verbote nicht aus persönlicher Willkür hervorgehen, sondern sachlich begründet sind.

<sup>3)</sup> Wenn Rousseau hier empfiehlt, beim Bewilligen den Schein anzunehmen, als ob der Erzieher selbst sich freute, einwilligen zu können, so ist dagegen nicht viel einzuwenden, desto mehr aber dagegen, daß er (scheinbar) nur widerstrebend etwas verweigern soll. Das Kind würde aus einem solchen Verhalten nur die Hoffnung schöpfen, die Weigerung

Bestürmen darf dich erschüttern; dein Nein sei eine echerne Mauer, an der das Kind fünf- oder sechsmal seine Kräfte erschöpfen mag, um es nie wieder zu versuchen, sie umzustürzen.<sup>1)</sup>

Auf diese Weise wirst du ihm Geduld, Gleichmut, Entsagung und Zufriedenheit beibringen, wenn es auch das Gewünschte nicht erhalten hat; denn es liegt in der Natur des Menschen, das Unabänderliche geduldig zu ertragen, nicht aber den bösen Willen anderer. Gegen die Antwort: es ist nichts mehr da, hat sich nie ein Kind aufgelehnt, es müßte denn glauben, daß man es belogen habe.

Gib deinem Zögling keinerlei Lehre in Worten: er soll seine Lehren nur durch die Erfahrung<sup>2)</sup> erhalten; verhänge keinerlei Strafe über ihn: denn er hat das Bewußtsein der Straffälligkeit noch nicht; laß ihn nie um Verzeihung bitten: denn er kann dich ja nicht beleidigen.<sup>3)</sup> Da seinen Handlungen jeder sittliche Charakter fehlt,<sup>4)</sup> kann er nichts sittlich Böses tun, was Züchtigung oder Zurechtweisung verdiente.

Den naheliegenden Gedanken, daß bei solcher Behandlung die Kinder gründlich verdorben werden würden, sucht Rousseau durch die Behauptung zu widerlegen, von den schon verdorbenen Kindern, wie

---

doch noch erschüttern zu können. Die Weigerung muß vielmehr vom Anfang an entschieden als etwas Ausgemachtes und Selbstverständliches auftreten.

<sup>1)</sup> Dies und das Folgende ist selbstverständlich richtig.

<sup>2)</sup> Richtiger wäre: wo möglich durch Erfahrung, lieber durch Erfahrung als durch bloße Worte, weil diese Lehre wirksamer ist.

<sup>3)</sup> Wenn das Kind bestraft wird, ohne daß es sich seiner Straffälligkeit bewußt ist, wenn es angehalten wird, um Verzeihung zu bitten, obwohl es keinen Drang dazu fühlt, so ist dies allerdings verkehrt. Aber es ist ein Irrtum zu behaupten, ein Kind könne gar nicht das Bewußtsein haben, daß es etwas Strafbares getan und dadurch seine Eltern betrübt habe. Rousseau verfällt diesem Irrtum, weil er von der Liebe, die zwischen Eltern und Kindern naturgemäß waltet, ganz absieht. Jedes Kind, das aus eigenem Antriebe sagt: „Liebe Mutter, sei wieder gut; ich will's nicht mehr tun“, ist eine tatsächliche Widerlegung der Ansicht Rousseaus.

<sup>4)</sup> In sittlicher Hinsicht gleichgültig, weder gut noch böse.

sie aus der bisherigen Erziehung hervorgingen, sei allerdings das Schlimmste zu erwarten, aber nicht von seinem Musterzögling Emil.

Als unbestreitbaren Grundsatz müssen wir feststellen, daß die ersten Regungen der Natur immer die rechten sind:<sup>1)</sup> es gibt keine ursprüngliche Verkehrtheit im menschlichen Herzen. Es findet sich kein einziges Laster in ihm, von dem man nicht nachweisen könnte, wie und auf welchem Wege es hineingekommen sei. Die einzige dem Menschen natürliche Neigung ist die Liebe zu sich selbst oder die Eigenliebe in weiterem Sinne. Diese Eigenliebe ist an sich, in Hinsicht auf uns selbst, gut und nützlich, und, da sie keine notwendige Beziehung auf andere hat,<sup>2)</sup> ist sie insofern von Natur (sittlich) gleichgültig: nur durch die Anwendung, die man davon macht, und die Beziehungen, die man ihr gibt, wird sie gut oder schlecht. Bis nun die Lenkerin der Eigenliebe, d. i. die Vernunft, sich bilden kann, ist es von Wichtigkeit, daß ein Kind nichts tue, weil es gesehen oder gehört wird,<sup>3)</sup> mit einem Worte, nichts mit Rücksicht auf die anderen, sondern bloß, was die Natur von ihm verlangt; dann wird es immer nur recht tun.

Ich verstehe darunter nicht, daß es nie Schaden anrichten, sich nicht verletzen, nicht vielleicht ein wertvolles Gerät zerbrechen werde, wenn es ihm unter die Hände kommt. Es könnte viel Übles anstellen, ohne übel zu tun, weil die böse Handlung die Absicht zu schaden zur Voraussetzung hat, die bei ihm nie

<sup>1)</sup> Dieser Satz steht in Widerspruch mit der christlichen Lehre von der Erbsünde, aber auch mit Rousseaus eigener Behauptung, daß den „Handlungen der Kinder jeder sittliche Charakter fehle“; dagegen ist er allerdings eine folgerichtige Anwendung der Sätze, mit denen das Buch beginnt, wonach alle Werke der Natur gut, alle Menschenwerke schlecht sind.

<sup>2)</sup> Da man deswegen, weil man sich selbst liebt, andere noch nicht zu hassen braucht.

<sup>3)</sup> Hierin liegt eben die Unnatur, daß selbst die Meinung des Erziehers dem Kinde nach Rousseaus Ansicht gleichgültig sein soll. Es wäre nicht einmal möglich, selbst wenn man zugeben wollte, daß es wünschenswert sei.

vorhanden ist.<sup>1)</sup> Hätte es sie ein einziges Mal, so wäre schon alles verloren; es wäre böse, fast ohne Rettung.

Manches ist in den Augen des Geizes schlimm, was es in den Augen der Vernunft nicht ist. Man lasse die Kinder ungehindert ihre Streiche ausüben; aber dann ist es freilich geboten, alles von ihnen fern zu halten, wodurch diese zu kostspielig werden könnten, und nichts Zerbrechliches und Kostbares in ihrer Nähe zu lassen. Ihr Zimmer sei mit derben und haltbaren Geräten versehen, ohne Spiegel, Porzellan und Luxussachen. Mein Emil wenigstens, den ich auf dem Lande aufziehe, soll in seinem Zimmer nichts haben, wodurch es sich von einer Bauernstube unterscheidet. Wozu soll es mit so viel Aufwand geziert werden, da er doch nur so kurze Zeit darin bleiben soll? Doch nein, er wird es selbst ausschmücken, und wir werden bald sehen, womit.<sup>2)</sup>

Wenn nun trotz deiner Vorkehrungen das Kind irgendwelche Unordnung anrichtet oder ein nützliches Gerät zerbricht, so strafe es nicht für deine Nachlässigkeit<sup>3)</sup> und zanke nicht; es soll kein einziges Wort des Vorwurfs hören, laß es nicht einmal merken, daß es dir Ärger verursacht habe; tue ganz so, als ob das Gerät von selbst zerbrochen wäre,<sup>4)</sup> sage dir selbst, daß du viel getan, wenn du es über dich bringst, nichts zu tun.

<sup>1)</sup> Auch das ist zuviel gesagt. Zuerst zerstören die Kinder allerdings nur, um sich zu beschäftigen, um ihre Neugierde zu befriedigen usw.; aber wenn man sie gewähren läßt, bekommen sie Lust daran, weil sie dadurch ihre Kraft zeigen können, sie richten Schaden an, obwohl sie wissen, daß es Schaden ist, und von da ist der Übergang zu wirklich hoshaftern Beschädigungen bald gefunden. Man muß daher Beschädigungen wertvoller Dinge durch die Kinder verhüten, nicht bloß um des eigenen Nutzens, sondern auch um der Kinder willen, auch deshalb, damit sie den Wert der Dinge kennen und darauf achten lernen.

<sup>2)</sup> Hierüber handelt S. 79.

<sup>3)</sup> Für das, was du selbst durch Nachlässigkeit verschuldet hast.

<sup>4)</sup> Eine solche Behandlung könnte natürlich nur zur Folge haben, daß das Kind alle Gegenstände für wertlos hält und seinem Zerstörungstrieb nicht den geringsten Zwang auferlegt. Die Dinge haben aber nun einmal in den Augen der Menschen Wert, und zwar die einen mehr,

Soll ich nun noch die größte, wichtigste und nützlichste Regel der ganzen Erziehung darlegen, die nämlich, daß man nicht Zeit gewinnen, sondern Zeit verlieren soll?<sup>1)</sup> Der gewöhnliche Leser möge mir meine Paradoxa<sup>2)</sup> verzeihen; man muß solche aufstellen, wenn man zum Nachdenken anregen will, und ich will, was man auch darüber sage, lieber ein Mann der Paradoxa als ein Mann der Vorurteile<sup>3)</sup> sein.

Solche Paradoxa sind denn auch in den nun folgenden Aussprüchen enthalten.

Die erste Erziehung muß also eine rein negative sein. Ihre Aufgabe ist nicht, Tugend oder Wahrheit zu lehren, sondern das Herz vor Laster und den Geist vor Irrtum zu bewahren. Wenn es dir möglich wäre, nichts zu tun und nichts geschehen zu lassen, wenn du deinen Zögling gesund und kräftig bis in sein zwölftes Jahr bringen könntest, ohne daß er seine rechte Hand von der linken zu unterscheiden wüßte, so würden sich die Augen seines Geistes gleich bei deinem ersten Unterrichte der Vernunft öffnen; er hätte weder Vorurteile noch Gewohnheiten, und so wäre nichts in ihm, was die Wirkung deiner Bemühungen beeinträchtigen könnte. Bald würde er unter deinen Händen der vernünftigste Mensch werden, und du würdest ein Wunder der Erziehung getan haben, wenn du damit anfangest, nichts zu tun.

die anderen weniger, und es ist nicht einzusehen, warum die Kinder nicht erfahren sollen, daß es so ist. Rousseau betrachtete freilich selbst vieles als wertlos, was sonst als wertvoll gilt und so konnte er leichter auf den Gedanken kommen, es verschlage nichts, wenn die Kinder überhaupt nichts von dem verschiedenen Werte der Dinge erfahren.

<sup>1)</sup> Rousseau ist ein Gegner der „Treibhauserziehung“, aus welcher „Wunderkinder“ hervorgehen; er will die Entwicklung der Kinder eher verlangsamen als beschleunigen und hat hierin ohne Zweifel recht.

<sup>2)</sup> Seltsame Behauptungen, die dem, was allgemein für richtig gehalten wird, widersprechen.

<sup>3)</sup> Rousseau betrachtete vieles als Vorurteil, was durch die Überlieferung von Jahrhunderten geheiligt ist; andererseits ist das Geständnis bemerkenswert, daß er geflissentlich paradoxe Behauptungen aufstellte.

Ein noch stärkeres Paradoxon enthält der Ausspruch: Tue das Gegenteil von dem, was herkömmlich ist und du wirst fast immer das Rechte tun.

Rousseau beschäftigt sich dann mit dem Einwande, daß man schlechte Beispiele von dem Zöglinge doch nicht ganz fernhalten könne. Rousseau gibt dies zu, meint aber vieles dadurch verhüten zu können, daß er sich bei seiner Umgebung beliebt zu machen sucht, um so von ihr Unterstützung für seine erziehlichen Maßnahmen zu erhalten. Er sagt hierüber:

Es gibt Beweise der Teilnahme und des Wohlwollens, die mehr Wirkung haben und in der Tat nützlicher sind als alle Geschenke; wie viele Elende und Kranke bedürfen mehr des Trostes als des Almosens, wie vielen Unterdrückten ist Beschützung notwendiger als Geld! Versöhne die Entzweiten, verhüte die Prozesse; leite die Kinder zur Pflicht, die Väter zur Nachsicht; begünstige glückliche Ehen; steuere den Bedrückungen; gebrauche in vollem Maße den Einfluß der Eltern deines Zöglings zugunsten des Schwachen, dem man Gerechtigkeit versagt, und den der Mächtige zu Boden drückt.<sup>1)</sup> Erkläre dich vor aller Welt als Beschützer der Unglücklichen. Sei gerecht, menschlich, wohlthätig! Wirke nicht bloß durch Almosen, sondern durch christliche Liebe; die Werke der Barmherzigkeit lindern mehr Elend als das Geld; liebe die Nebenmenschen und sie werden dich lieben; diene ihnen, und sie werden dir dienen; sei ihr Bruder, und sie werden deine Brüder sein.

Es ist dies ein fernerer Grund, warum ich Emil auf dem Lande erziehen will, fern von dem Gezücht der Bedienten, der verworfensten Menschen nächst ihren Herren, fern von den schlimmen Sitten der Stadt, die der Firnis, mit dem man sie überdeckt, verführerisch und ansteckend für die Jugend macht, während die Fehler der Landleute, unverhüllt und in all ihrer Roheit, mehr dazu angetan sind, zurückzustoßen als zu ver-

<sup>1)</sup> Hier ist an die Bedrückungen zu denken, die sich der französische Adel zu Rousseaus Zeit gegen das Landvolk erlaubte und die einer der Gründe waren, die zu der großen Revolution von 1789 führten.

führen, wenn man keine besondere Veranlassung dazu hat, sie nachzuahmen.

Rousseau bekämpft hierauf das übliche Moralisieren als vergeblich und sogar schädlich. Um schlechte Beispiele, wenn sie doch vorkommen sollten, namentlich das des Zornes, unschädlich zu machen, empfiehlt er, den Zornigen als krank hinzustellen. Würde das Kind selbst zornig, so soll es als krank zu Bette geschickt werden. Auch wenn der Erzieher selbst zornig würde, soll er sagen: Kind, du hast mich krank gemacht.

Rousseau hält es aber auch für notwendig, dem Kinde den Begriff des Eigentums beizubringen, und zwar dadurch, daß es selbst etwas zu eigen erhält, am besten ein Beet im Garten, daß es bebauen kann. Dies soll aber nach Rousseau so geschehen, daß zunächst ein schon angeplanter, einem Gärtner gehöriger Platz vom Kinde bearbeitet wird, was sich der Gärtner natürlich nicht gefallen läßt.

So sollen die Kinder auch in anderen Fällen nur durch die natürlichen Folgen ihrer Handlungen belehrt werden. Wenn z. B. ein Kind ein Fenster zerbricht, solle man den Wind Tag und Nacht ins Zimmer blasen lassen, auf die Gefahr hin, daß sich das Kind erkälte.

Daß sein Zögling lügen lernet, fürchtet Rousseau nicht, weil er ihn ja weder tadel noch strafe noch etwas von ihm verlange, ihm also keinen Grund zur Lüge gebe. Rousseau will aber auch nicht, daß das Kind für die Zukunft verspreche, so oder so handeln zu wollen. Ein Kind könne sich die Zukunft nicht vorstellen und lüge daher bei einem solchen Versprechen, ohne es zu wollen. „Könnte es der Rute entgehen oder eine Düte Zuckerwerk erhalten, indem es verspricht, sich morgen zum Fenster hinauszustürzen, so wird es das Versprechen auf der Stelle geben.“

Hierauf kommt Rousseau auf die Art zu sprechen, wie man bis dahin den Kindern Nächstenliebe habe beibringen wollen; er sagt:

Um ihnen Nächstenliebe einzufüßen, läßt man sie Almosen geben, als hielte man es für erniedrigend, es selbst zu geben. Nein, nicht das Kind soll es geben, sondern der Lehrer; mag er seinen Zögling noch so liebhaben, diese Ehre muß er ihm streitig machen: er muß ihm die Überlegung nahe bringen, daß er derselben noch nicht würdig ist. Das Almosen steht dem Manne zu, der den Wert seiner Gabe und das Bedürfnis seines Mitmenschen kennt. Das Kind, das davon nichts weiß, kann

beim Geben kein Verdienst haben; seiner Gabe fehlt das Erbarmen, der Wohltätigkeitssinn: es schämt sich fast zu geben, wenn es an seinem und eurem Beispiel sieht, daß nur die Kinder geben und daß Erwachsene kein Almosen mehr reichen.<sup>1)</sup>

Man bemerke noch, daß man das Kind immer nur Dinge geben läßt, deren Wert ihm unbekannt ist, Stücke Metall, die es in der Tasche hat <sup>2)</sup> und die ihm sonst zu nichts nutz sind. Ein Kind gäbe lieber hundert Dukaten als einen Kuchen. Bringe aber einmal diesen verschwenderischen Geber dazu, daß er Dinge gibt, die ihm wert sind, Spielsachen, Zuckerwerk, sein Vesperbrot, und dann wird es bald sichtbar werden, ob du ihn wahrhaftig freigebig gemacht hast.<sup>3)</sup>

Rousseau will, anstatt dem Zöglinge Gelegenheit zur Mildtätigkeit zu geben, lieber selbst in seiner Gegenwart anderen Menschen Gutes tun, und zwar in einer Art, die der Zögling nicht nachahmen kann, „da eine solche Ehre seinem Alter noch nicht zukommt.“ Rousseau hält überhaupt nichts von nachgeahmten Tugenden, „Affentugenden“, wie er sie nennt. Er warnt auch davor, was die Kinder in Nachahmung anderer Schönes sagen, zu überschätzen. „Die glänzendsten Gedanken können in ein Kinderhirn kommen oder vielmehr die besten Worte in den Mund der Kinder, wie Diamanten in ihre Hand gelangen können, ohne daß darum Gedanken und Diamanten ihnen gehören.“ Kinder, die für besonders begabt gehalten wurden, hätten oft später die Erwartungen vollständig getäuscht und umgekehrt, solche, die für geistesschwach gegolten, seien nachher große Männer geworden, wofür Rousseau das Beispiel Catos anführt.

Habe Scheu vor dem Kindesalter <sup>4)</sup> und sei nicht vorschnell,

---

1) Daß die Kinder, wenn sie von ihren Eltern zur Übermittlung von Almosen benützt werden, noch nicht selbst wohlthätig werden, ist richtig. Bittet indeß das Kind, vom Anblicke eines Armen gerührt, die Eltern, demselben ein Almosen zu geben, und machen nun die Eltern das mitleidige Kind zum Überbringer der Gabe, so ist der Vorgang für die sittliche Bildung des Kindes doch nicht ganz gleichgültig.

2) Geld nämlich.

3) Dies ist vollkommen richtig.

4) Ein lateinischer Spruch sagt: Die größte Scheu ist man der Kindheit schuldig.

darüber <sup>1)</sup> zu urteilen, im guten oder schlimmen. Laß die Ausnahmen sich lange bemerklich machen, sich bewähren und bestätigen, bevor du für sie zu besonderen Maßnahmen greifst. Laß die Natur lang ihre Wirksamkeit ausüben, bevor du dich unterfängst, an ihrer statt zu handeln, damit ihre Tätigkeit ja nicht durchkreuzt werde. Du kennst den Wert der Zeit, sagst du, und willst keine verlieren. Du siehst nicht, daß sie viel mehr verloren ist, wenn du sie schlecht anwendest, als wenn du nichts daraus machst, und daß ein verkehrt unterrichtetes Kind viel weiter von Weisheit entfernt ist als ein gar nicht unterrichtetes. Du entsetzest dich über den Gedanken, daß es seine ersten Jahre mit Nichtstun verbringt! Wie? Ist Glückseligkeit nichts, ist den ganzen Tag Springen, Spielen, Laufen nichts? Sein Leben lang wird es nie mehr so beschäftigt sein. Plato in seiner Republik,<sup>2)</sup> die man für so streng hält, zieht die Kinder nur in Festen, Spielen, Gesängen und Belustigungen auf; alles ist sozusagen bei ihm getan, indem er sie lehrt, sich zu freuen; und Seneca sagt, wo er von der alten römischen Jugend spricht: „Sie war immer auf den Beinen; man lehrte sie nichts, was sie sitzend hätte lernen müssen.“ War sie darum weniger wert, wenn sie zum Mannesalter gelangte? Dieser vermeintliche Müßiggang darf dich also nicht so sehr erschrecken. Was würdest du von einem Manne sagen, der, um sein Leben ganz auszunützen, nie schlafen wollte? Du würdest sagen: der Mensch ist unsinnig; er genießt seine Zeit nicht, er nimmt sie sich; um dem Schlafe zu entgehen, läuft er dem Tode in die Arme. — Beherzige denn, daß wir hier im nämlichen Falle sind und daß die Kindheit der Schlaf der Vernunft<sup>3)</sup> ist.

Im folgenden leugnet Rousseau sogar, daß Kinder ein gutes Gedächtnis haben. Er macht dabei freilich den Unterschied zwischen Wort- und Sachgedächtnis; daß die Kinder Worte leicht merken, gibt er zu, aber das beweist nach seiner Ansicht noch nichts.

---

<sup>1)</sup> Nämlich: über die Anlagen eines Kindes.

<sup>2)</sup> In dem Dialoge vom Staate, in welchem er sein Ideal eines Staates schildert.

<sup>3)</sup> Die Zeit, wo die Vernunft noch schläft.

Die Pädagogen, die uns mit großem Gepränge das Lehrgebäude vorführen, in das sie ihre Zöglinge einführen, sprechen anders; denn dafür werden sie bezahlt:<sup>1)</sup> doch sieht man an ihrem eigenen Gebaren, daß sie genau so denken wie ich; denn was lehren sie denn? Worte, Worte und immer Worte. Unter den verschiedenen Wissenschaften, die sie sich zu lehren rühmen, wählen sie beileibe nicht diejenigen aus, die den Schülern wahrhaft nützlich wären, denn das wären Wissenschaften von Sachen und damit kämen sie nicht zum Ziele, sondern solche, die man zu verstehen scheint, wenn man ihre Ausdrücke kennt, wie die Heraldik,<sup>2)</sup> die Geographie, die Chronologie,<sup>3)</sup> die Sprachen usw., lauter Studien, die dem Menschen und besonders dem Kinde so fern liegen, daß es wunderbar zugehen muß, wenn ihm je irgend etwas von diesem allem ein einziges Mal in seinem Leben von Nutzen ist.<sup>4)</sup>

Man wird sich darüber wundern, daß ich das Studium der Sprachen unter die nutzlosen Dinge in der Erziehung rechne; aber man wird sich erinnern, daß ich hier nur vom Unterrichte in den ersten Jahren rede, und was man auch darüber sagen mag, ich glaube nicht, daß vor dem zwölften oder fünfzehnten Jahr je ein Kind — abgesehen von den Wunderkindern — zwei Sprachen wirklich erlernt hat.

Ich räume ein, daß wenn das Sprachstudium sich nur mit den Worten befaßte, d. h. mit der Form oder dem Laute

---

<sup>1)</sup> Sie müssen vorgeben, daß ihr Unterricht Wert hat, weil sie ja sonst ihr Geld umsonst erhalten würden.

<sup>2)</sup> Wappenkunde.

<sup>3)</sup> Lehre von der Zeitrechnung.

<sup>4)</sup> Heraldik und Chronologie spielten zur Zeit Rousseaus namentlich in der adeligen Erziehung eine große Rolle; unter Geographie ist hier politische Geographie, und zwar besonders Topographie, zu verstehen, die also wie Heraldik und Chronologie hauptsächlich das Gedächtnis belastet, ohne dem Verstande Nahrung zu geben. Die Gedächtnisarbeit, welche der geographische Unterricht forderte, war damals um so größer, je buntscheckiger die damalige staatliche Gliederung war; man denke nur z. B. an das damalige Deutsche Reich.

derselben, dieses Studium für die Kinder passend sein könnte; aber indem die Sprachen die Zeichen ändern, ändern sie auch die Begriffe, die damit ausgedrückt werden.<sup>1)</sup> Die Geister bilden sich nach den Sprachen, die Gedanken nehmen das Gepräge der einzelnen Sprachen an. Die Vernunft allein ist gemeinsam,<sup>2)</sup> der Geist hat in jeder Sprache seine besondere Form,<sup>3)</sup> und dieser Unterschied könnte zum Teil Ursache oder Wirkung der Volkscharaktere sein; die Vermutung scheint dadurch bestätigt zu werden, daß bei allen Nationen der Welt die Sprache dem Wechsel der Sitten folgt und mit ihnen sich gleich bleibt oder verändert.<sup>4)</sup>

Eine von diesen verschiedenen Formen<sup>5)</sup> wird dem Kinde durch den Gebrauch angeeignet; diese allein behält es dann bis zum vernünftigen Alter. Um zwei zu haben, müßte es Begriffe miteinander vergleichen können; wie sollte es sie aber miteinander vergleichen, da es kaum imstande ist, sie zu fassen? Jede Sache kann für dasselbe tausend verschiedene Zeichen haben; jeder Begriff aber kann nur eine Form haben: das Kind kann also nur eine Sprache erlernen. Und doch, behauptet man, lernt es mehrere; ich sage noch einmal — nein. Ich habe solche Wunderkinder gesehen, die fünf oder sechs Sprachen zu sprechen glaubten. Ich habe sie nacheinander deutsch in lateinischen, französischen und italienischen Wen-

1) Verschiedene Sprachen haben nicht bloß verschiedene Wörter für dieselbe Sache, sondern es ist mit dem anders klingenden Worte der fremden Sprache fast immer auch ein etwas anderer Sinn verbunden, so daß z. B. ein französisches Wort selten ganz genau durch ein entsprechendes deutsches Wort wiedergegeben werden kann.

2) Die menschliche Vernunft als solche ist bei allen Völkern dieselbe.

3) Die Art, die Dinge aufzufassen und zu bezeichnen, ist in jeder Sprache anders.

4) In der Tat ändern sich die Sprachen wie die Sitten, und zwar wie diese bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten verschieden schnell und verschieden stark.

5) Formen des Sprechens (eine von den verschiedenen Sprachen).

dungen reden hören; sie bedienen sich in der Tat des Wortschatzes von fünf oder sechs Sprachen, aber sie sprachen immer nur deutsch.<sup>1)</sup> Mit einem Worte: man gebe den Kindern so viele Synonyma<sup>2)</sup> als man will, man ändert die Worte, aber nicht die Sprache; immer werden sie nur eine einzige sprechen.

Um ihre Unfähigkeit in dieser Beziehung zu verbergen, übt man sie vorzugsweise an den toten Sprachen, bei denen es keine Richter gibt, die man nicht zurückweisen könnte. Da diese Sprachen im Umgange seit langer Zeit außer Gebrauch gekommen sind, begnügt man sich mit der Nachahmung dessen, was man in den Büchern gelesen hat, und das nennt man „sie sprechen“. Wenn es mit dem Griechischen und Lateinischen der Lehrer so aussieht, mag man sich ein Urteil über das der Kinder bilden.

In der Meinung, die Erdbeschreibung zu lehren, lehrt man das Kind nur Karten kennen: man lehrt es die Namen der Städte, Länder und Flüsse, von deren Dasein außerhalb des Papiers, wo man sie ihm zeigt, es keinen Begriff hat. Ich erinnere mich, irgendwo ein Geographiebuch gesehen zu haben, das so anfang: „Was ist die Welt? — Eine Kugel von Pappe.“ — Das ist ganz genau die Geographie der Kinder. Für mich ist es ausgemacht, daß nach zweijährigem Unterrichte in der mathematischen und astronomischen Geographie kein zehnjähriges Kind nach den Regeln, die man ihm gegeben, imstande ist, den Weg von Paris nach Saint-Denis zu finden. Es ist für mich ausgemacht, daß kein einziges imstande ist, den Windungen der Wege im Garten seines Vaters nach einem Plane nachzugehen, ohne sich zu verirren. Das sind die gelehrten Herren, die auf den Punkt zu sagen wissen, wo Peking, Ispahan, Mexiko und alle Länder der Welt liegen.

Infolge einer noch lächerlicheren Verirrung läßt man sie Geschichte studieren: man bildet sich ein, daß die Geschichte

---

<sup>1)</sup> Man drückt das, was Rousseau meint, häufig auch so aus: sie denken deutsch und sprechen französisch, d. h. kleiden das deutsch Gedachte in französische Wörter.

<sup>2)</sup> Gleichbedeutende Wörter.

ihre Fassungskraft nicht übersteige, da sie nur eine Zusammenstellung von Tatsachen sei. Aber was versteht man unter Tatsachen? Glaubt man, daß die Beziehungen, welche die historischen Tatsachen bestimmen, so leicht zu erfassen sind, daß die Ideen derselben sich ohne weiteres im Geiste der Kinder bilden? Glaubt man, daß die wahre Erkenntnis der Ereignisse von der ihrer Ursachen und Wirkungen getrennt werden könne, und daß Geschichte und Moral so wenig miteinander zu tun haben, daß man die eine ohne die andere kennen lernen könne? Wenn man in den Handlungen der Menschen nur äußerliche und rein physische Bewegungen sieht, was lernt man denn in der Geschichte? — Ganz und gar nichts; und dieses ganz reizlose Studium kann ebensowenig Vergnügen als Belehrung bieten. Will man aber die Handlungen nach ihrer sittlichen Seite hin würdigen, so versuche man einmal, diese Beziehungen dem Zöglinge verständlich zu machen, und man wird sehen, ob die Geschichte seinem Alter angemessen ist.

Rousseau führt als Beleg für diese seine Ansichten folgenden selbsterlebten Vorfall an:

Ich hatte etliche Tage auf dem Lande bei einer guten Hausmutter zugebracht, die auf ihre Kinder und auf die Erziehung derselben große Sorgfalt verwandte. Eines Morgens nahm der Erzieher in den Unterrichtsstunden des älteren Sohnes, den er sehr gut in der alten Geschichte unterrichtet hatte, in meiner Gegenwart die Geschichte Alexanders vor und kam dabei auf die bekannte Geschichte vom Arzte Philippus zu sprechen, die man, wie sie es sicherlich wohl verdiente, im Gemälde dargestellt hat.<sup>1)</sup> Der Erzieher, ein tüchtiger Mann, machte über die Unerschrockenheit Alexanders mehrere Beobachtungen, die

---

<sup>1)</sup> Alexander der Große erhielt, als er krank war, ein Schreiben, in welchem sein Leibarzt Philippus beschuldigt wurde, daß er ihn vergiften wolle. Alexander glaubte jedoch der Anklage nicht; als ihm der Arzt eine Arznei brachte, reichte er ihm zwar den Brief, trank aber ohne Zögern, was der Arzt bereitet hatte. Das Vertrauen des Königs wurde nicht getäuscht; die Arznei wirkte günstig, Alexander wurde wieder gesund.

mir durchaus nicht gefielen, die ich aber nicht angreifen wollte, um seinem Ansehen bei seinem Zögling nicht zu schaden. Bei Tische ließ man nach französischer Sitte den kleinen Menschen viel plaudern. Die seinem Alter natürliche Lebhaftigkeit und die sichere Erwartung einer Belobung veranlaßten ihn zu tausend dummen Einfällen, unter welchen von Zeit zu Zeit einige glückliche Worte zum Vorschein kamen, die das übrige vergessen ließen. Endlich kam auch die Geschichte vom Arzte Philippus: er erzählte sie sehr gut und recht artig. Nach den üblichen Lobesspenden, die die Mutter verlangte und der Sohn erwartete, sprach man viel über seine Erzählung hin und her. Die meisten tadelten die Tollkühnheit Alexanders; einige bewunderten, wie es der Erzieher getan, seine Festigkeit und seinen Mut: woraus ich denn schloß, daß unter den Anwesenden niemand begriff, worin eigentlich die Schönheit der Handlung bestand. Für meinen Teil, sagte ich zu ihnen, bin ich der Ansicht, daß, wenn in der Handlungsweise Alexanders von Mut oder Festigkeit nur im geringsten die Rede sein kann, sie nichts als ein ganz toller Einfall ist. Nun kamen alle überein und sagten, das sei ein toller Einfall. Ich wollte antworten und geriet in Hitze, als eine Frau neben mir, die kein Wort gesprochen hatte, mir leise ins Ohr flüsterte: Sei ruhig, Jean-Jacques; man versteht dich doch nicht. — Ich sah ihr ins Gesicht und schwieg betroffen.

Da ich nun nach mehreren Anzeichen vermutete, daß mein kleiner Gelehrter von der Geschichte, die er so gut erzählt hatte, durchaus nichts begriffen habe, nahm ich ihn nach dem Essen an der Hand und ging mit ihm im Park spazieren, und nachdem ich ihn ganz ungestört ausgefragt hatte, fand ich, daß er mehr als irgend jemand den so sehr gerühmten Mut Alexanders bewunderte: wißt ihr aber, worin er diesen Mut erblickte? Einzig darin, daß er ohne Zaudern, ohne den geringsten Widerwillen zu zeigen, einen übel-schmeckenden Trank auf einen Zug geleert hatte. Das arme Kind, dem man keine zwei Wochen zuvor Arznei eingegeben hatte, die es nur mit größter Überwindung nahm, hatte noch den Nachgeschmack im Munde. Tod und Ver-

giftung galten bei ihm nur als unangenehme Empfindungen, ein anderes Gift als Sennesblätter gab es bei ihm nicht. Doch hatte allerdings die Festigkeit des Helden auf sein junges Herz einen großen Eindruck gemacht, und bei der nächsten Arznei, die es einnehmen müßte, hatte es sich fest vorgenommen ein Alexander zu sein. Ohne mich auf Erklärungen einzulassen, die offenbar über seine Fassungskraft waren, befestigte ich es in seinem löblichen Vorsatze, und bei mir selbst über die hohe Weisheit der Väter und Mütter lachend, die ihre Kinder Geschichte zu lehren meinen, kehrte ich heim.

Wie gegen das Studium der Geschichte erklärt sich Rousseau auch gegen die Lektüre der in der damaligen französischen Erziehung (teilweise selbst noch in der heutigen) sehr beliebten Fabeln von La Fontaine; er sagt hierüber:

Emil wird nie etwas auswendig lernen, nicht einmal Fabeln, auch die von La Fontaine nicht, so kindlich und reizend sie sind;<sup>1)</sup> denn die Worte der Fabeln sind ebensowenig die Fabeln selbst, als die Worte der Geschichte Geschichte sind. Wie kann man so kurzsichtig sein, die Fabeln als die Moral der Kinder zu bezeichnen, ohne zu bedenken, daß die Einkleidung sie nicht nur unterhält, sondern auch täuscht, daß sie, durch die Dichtung verführt, die Wahrheit aus den Händen lassen und so die Mittel, die man anwendet, um ihnen die Belehrung angenehm zu machen, sie zugleich verhindern, Nutzen daraus zu ziehen? Die Fabeln können für Erwachsene belehrend sein; den Kindern aber muß man die Wahrheit sagen;<sup>2)</sup> sobald man sie mit einem Schleier verhüllt, geben sie sich nicht mehr die Mühe, ihn zu heben.

Man läßt alle Kinder die Fabeln von La Fontaine

---

<sup>1)</sup> Die Fabeln La Fontaines sind zwar unterhaltend, aber nicht gerade kindlich; Rousseau gesteht hier seinem berühmten Landsmanne mehr zu, als er verdient.

<sup>2)</sup> Sobald sie sie verstehen und es auch sonst tunlich ist, muß man hinzufügen; im übrigen ist die Bemerkung richtig, daß die Kinder gern an dem Äußerlichen hängen bleiben und die tiefer liegende Wahrheit gar nicht fassen.

lernen, und doch versteht sie kein einziges. Verstünden sie dieselben, so wäre es noch schlimmer; denn ihre Moral ist so wenig einfach, diesem Alter so wenig angemessen, daß sie es mehr zum Laster als zur Tugend führen würde.<sup>1)</sup> Schon wieder Paradoxen, wird man sagen; meinetwegen: sehen wir, ob es nicht dennoch Wahrheiten sind!

Rousseau bespricht nun eingehend die bekannte Fabel von dem Raben, der einen Käse gestohlen hat, und dem Fuchs, der ihm denselben abschmeichelt, in der Fassung, die ihr La Fontaine gegeben hat und schließt diese Besprechung mit folgenden Worten:

Ich frage, ob man sechsjährige Kinder lehren soll, daß es Menschen gibt, die, um ihres Vorteiles willen schmeicheln oder lügen? Man dürfte sie höchstens lehren, daß es Spötter gibt, welche die kleinen Jungen auslachen und hinter ihrem Rücken sich über ihre dumme Eitelkeit lustig machen: aber der Käse verdirbt alles; man lehrt sie nicht so sehr, den Käse nicht aus ihrem Schnabel fallen zu lassen, als vielmehr, ihn anderen aus dem Schnabel zu locken. Dies ist mein zweites Paradoxon, und zwar nicht das bedeutungsloseste.

Beobachte einmal die Kinder, wenn sie Fabeln lernen, und du wirst sehen, daß sie fast immer, wenn sie überhaupt imstande sind, eine Anwendung davon zu machen, auf eine den Absichten des Verfassers entgegengesetzte geraten und, anstatt sich hinsichtlich des Fehlers in acht zu nehmen, wovon man sie heilen oder fernhalten will, sich auf die Seite des Lasters stellen, das aus den Fehlern der anderen Nutzen zieht. In der obigen Fabel machen sie sich über den Raben lustig, aber den Fuchs gewinnen sie alle lieb. Der Mensch mag sich nicht erniedrigen; er wählt immer die bessere Rolle; so wählt die Eigenliebe und das ist eine sehr natürliche Wahl.

In allen Fabeln, in welchen der Löwe eine Rolle spielt, ist er natürlich die glänzendste Person; das Kind will also durchaus Löwe sein, und wenn es irgendeine Verteilung vorzunehmen hat, wird es, seinem Vorbilde getreu, dafür sorgen,

---

<sup>1)</sup> Hier widerspricht Rousseau selbst der Ansicht, daß La Fontaines Fabeln kindlich seien.

daß alles ihm zufalle. Aber wenn die Mücke den Löwen überwältigt, dann ist die Sache anders; dann ist das Kind nicht mehr Löwe, sondern Mücke. Es lernt eines Tages diejenigen mit Nadelstichen töten, die es nicht offen anzugreifen wagt.

Nachdem Rousseau versichert, daß er dem Ruhme La Fontaines als Schriftsteller nicht zu nahe treten wolle und nur für Kinder dessen Fabeln nicht empfehlenswert sind, fährt er fort:

Indem ich so von den Kindern alle Pflichten fernhalte, entferne ich auch die Quellen ihrer größten Plage, die Bücher. Das Lesen ist eine Geißel für die Kinder, und doch ist es fast die einzige Beschäftigung, die man ihnen zu geben weiß. Emil wird im zwölften Jahre kaum erfahren, was ein Buch ist. Aber, wird man sagen, er wird doch wenigstens lesen lernen sollen. Allerdings: er soll lesen lernen, wenn das Lesen ihm nützlich sein wird; bis dahin dient es nur dazu, ihn verdrießlich zu machen.

Wenn man von den Kindern nichts durch Gehorsam erzwingt, so ist die Folge, daß sie nichts lernen, wovon sie nicht einen wirklichen und augenblicklichen Vorteil sehen, sei es nun Vergnügen oder Nutzen; welcher Beweggrund sollte sie sonst zum Lernen veranlassen? Die Kunst, mit Abwesenden zu sprechen und sie zu verstehen, die Kunst, ohne Vermittler seine Gefühle, seinen Willen und seine Wünsche fernhin mitzuteilen, ist jedoch von einem Nutzen, der jedem Alter verständlich gemacht werden kann. Es mußte wunderbar genug zugehen, daß diese so nützliche und angenehme Kunst eine Qual der Kinder geworden ist. Aber man zwingt sie eben, sich wider Willen damit zu beschäftigen, und wendet das Lesen zu Zwecken an, von welchen die Kinder nichts verstehen. Dem Kinde wird sehr wenig daran gelegen sein, ein Werkzeug zu vervollkommen, mit dem man es quält; man sorge aber dafür, daß dieses Werkzeug zu seiner Ergötzung diene, und bald wird es sich selbst gegen deinen Willen damit beschäftigen.

Man macht sich ein großes Geschäft daraus, die besten Methoden für das Lesenlernen zu suchen; man erfindet Lesekasten und Karten und macht das Zimmer des Kindes zu einer

Buchdruckerwerkstätte. Locke will, es solle mit Würfeln lesen lernen. Ist das nicht eine herrliche Erfindung? Wie schade um sie! Ein sichereres Mittel als all diese, das man aber immer wieder vergißt, ist die Lust zu lernen. Flöße dem Kinde dieses Verlangen ein und dann laß deine Kasten und Würfel beiseite; denn dann wird jede Methode ihm recht sein.

Rousseau empfiehlt sodann, dem Zögling Briefe empfangen zu lassen, die Einladungen u. dgl. enthalten; er kann sie nicht lesen, erfährt daher den Inhalt zu spät und hat nun selbst den Wunsch lesen zu lernen.

Nur ein Wort noch, in dem ein wichtiger Grundsatz liegt, nämlich, daß man gewöhnlich das, was man nicht mit zu großer Hast erstrebt, sehr sicher und sehr bald erreicht. Ich nehme es fast als gewiß an, daß Emil vor seinem zehnten Jahre vollkommen lesen und schreiben kann, gerade weil ich so wenig Wert darauf lege, daß er vor seinem fünfzehnten so weit sei; aber ich möchte lieber, daß er nie lesen lernte, als wenn ich dieses Wissen um den Preis alles dessen kaufen müßte, was ihm das Leben nützlich machen kann:<sup>1)</sup> wozu soll ihm das Lesen nützen, wenn man es ihm für immer verleidet hat!

Je mehr ich auf meiner Methode der Untätigkeit bestehe, desto mehr fühle ich die Einwürfe, die man dagegen erheben wird. „Wenn dein Zögling von dir nichts lernt, wird er von andern lernen. Wenn du nicht durch die Wahrheit dem Irrtum zuvorkommst, wird er sich Lügen einprägen: die Vorurteile, die du von ihm fernhalten willst, wird er aus seiner Umgebung aufnehmen; durch alle seine Sinne werden sie in ihn eindringen; sie werden entweder seine Vernunft verderben, noch bevor sie sich gebildet hat, oder sein durch lange Untätigkeit eingeschläferter Verstand wird sich in dem Stofflichen verlieren.“<sup>2)</sup> Die Ungewohntheit des Denkens in der Kindheit nimmt die Fähigkeit dazu für das ganze übrige Leben.“

Rousseau hält es für überflüssig, diese Einwürfe zu beantworten.

1) Wenn er nicht gern liest, nützt es ihm nichts, daß er lesen kann.

2) Der Zögling wird bloß Stoff aufnehmen, ohne ihn denkend zu verarbeiten.

Dagegen beruft er sich bezüglich der von ihm empfohlenen, vorwiegend körperlichen Erziehung auf die Wilden, die er wegen ihrer scharfen Naturbeobachtung und ihrer körperlichen Gewandtheit als Vorbilder Emils betrachtet, und auf die Spartaner, die ihre Kinder zu Wildfängen erzogen und sogar angeleitet hätten, ihr Mittagsbrot zu stehlen, um ihren Scharfsinn zu üben. Diese Art der Erziehung hatte den Vorteil, daß man den Zögling lenken könne, während er scheinbar vollkommen frei sei. Um aber zu zeigen, daß selbst auf verzogene Kinder ein ähnliches Verfahren anwendbar sei, erzählt Rousseau folgendes eigene Erlebnis:

Ich hatte einmal ein paar Wochen hindurch einen Knaben zu mir genommen, der nicht bloß daran gewöhnt war, seinen eigenen Willen zu tun, sondern auch, ihn bei jedermann durchzusetzen, und der infolgedessen voller Launen war.<sup>1)</sup> Um meine Nachgiebigkeit auf die Probe zu stellen, wollte er gleich am ersten Tage um Mitternacht aufstehen. Während ich am festesten schlafe, springt er aus dem Bett, zieht sein Hauskleid an und ruft mich. Ich erhebe mich und mache Licht; mehr wollte er nicht; nach Verlauf einer Viertelstunde übermannt ihn der Schlaf und er legt sich, mit dem Versuche zufrieden, wieder zu Bette. Zwei Tage darauf wiederholt er ihn mit dem nämlichen Erfolge und ohne das geringste Zeichen der Ungeduld von meiner Seite. Als er mich beim Niederlegen küßte, sagte ich ihm in sehr ernstem Tone: Mein junger Freund, das ist ganz schön so; komme mir aber damit nicht wieder! — Dieses Wort erregte seine Neugierde; gleich an andern Tage wollte er sehen, ob ich mich unterstehen würde, ihm nicht willfährig zu sein, und verfehlte daher nicht, zur selben Stunde aufzustehen und mich zu rufen. Ich fragte ihn, was er wolle. Er sagte mir, er könne nicht schlafen. Um so schlimmer, erwiederte ich und rührte mich nicht. Er bat mich, das Licht anzuzünden. „Wozu denn?“ — und ich rührte mich noch immer nicht. Dieser lakonische Ton setzte ihn nach und nach in Verlegenheit. Er schlich auf den Zehen, den Feuerstein zu suchen, und tat, als schlüge er Feuer; ich konnte mich nicht enthalten zu lachen, als ich ihn auf seine eigenen Finger schlagen hörte.

<sup>2)</sup> Es war der Sohn einer Frau Dupin.

Als er sich endlich überzeugt hatte, daß er damit nicht zustande kommen werde, brachte er mir das Feuerzeug ans Bett; ich sagte ihm, ich brauchte es nicht, und kehrte mich auf die andere Seite. Da fing er an, wie wahnsinnig durchs Zimmer zu rennen, zu schreien, zu singen, allerhand Lärm zu machen, an Tisch und Stühle zu stoßen, freilich mit großer Behutsamkeit; doch fing er darüber ein großes Geschrei an, in der Hoffnung, mich doch in Unruhe zu versetzen. Alles das verfing nicht, und ich sah wohl, daß er auf schöne Ermahnungen und Zornesausbrüche rechnete, auf diese Kaltblütigkeit aber durchaus nicht gefaßt war.

Da er indessen entschlossen war, meine Geduld durch Halsstarrigkeit zu besiegen, setzte er seinen Lärm so erfolgreich fort, daß ich am Ende doch in Wut geriet, und da ich voraussah, daß ich durch unzeitiges Ereifern alles verderben würde, legte ich mir meinen Plan anders zurecht. Ohne ein Wort zu sagen, stand ich auf und ging nach dem Feuerstein, den ich nicht fand; ich frage ihn danach: er gibt ihn mir, außer sich vor Freude, endlich über mich triumphiert zu haben. Ich schlage Feuer und zünde Licht an, nehme den kleinen Kerl an der Hand und führe ihn ruhig in ein anstoßendes Gelaß, dessen Läden gut geschlossen sind und wo es nichts zu zerbrechen gibt; ich lasse ihn hier ohne Licht, schließe hinter ihm die Türe mit dem Schlüssel ab und lege mich wieder in mein Bett, ohne ihm ein einziges Wort gesagt zu haben. Man braucht nicht zu fragen, ob nun ein Lärm losbrach; ich hatte darauf gerechnet und ließ mich durchaus nicht aus der Fassung bringen. Endlich legt sich der Lärm; ich horche auf und höre, wie er sich zurechtlegt, und beruhige mich. Am andern Morgen trete ich bei Tageslicht in das Gelaß und finde den kleinen Trotzkopf auf einem Ruhebette in tiefem Schlafe, den er nach so großer Anstrengung sehr nötig haben mußte.

Damit war aber die Geschichte noch nicht zu Ende. Die Mutter erfuhr, daß ihr Kind zwei Dritteile der Nacht außer dem Bette zugebracht habe. Nun dachte man sofort an das Schlimmste, das Kind war so gut wie tot. Der Junge fand die

Gelegenheit günstig, sich zu rächen; er stellte sich krank, ohne zu ahnen, daß er dabei nichts gewinnen werde. Man rief den Arzt. Zum Unglück für die Mutter war der Arzt ein Spaßvogel, der sich an ihrem Schrecken weidete und deshalb alles darauf anlegte, ihn noch zu vermehren. Doch sagte er mir ins Ohr: Lassen Sie mich nur machen; ich verspreche Ihnen, daß der Junge für einige Zeit von der Laune krank zu sein, kuriert werden soll. — In der That wurden Diät und Zuhausebleiben verordnet und der Junge dem Apotheker ans Herz gelegt. Mir tat es wehe, daß die ganze Umgebung mit der armen Mutter ihr Spiel trieb, mich allein ausgenommen, doch auf mich war sie nun erbost, eben weil ich sie nicht hinterging.

Rousseau erzählt sodann, wie derselbe Junge allein, ohne seinen Erzieher, auszugehen versucht, weil dieser nicht Zeit und Lust hat, ihn zu begleiten, dabei aber infolge der von seinem Erzieher schon vorher getroffenen Veranstaltungen solche Beschämungen erleidet, daß ihm die Lust zur Wiederholung benommen wird.

Rousseau spricht hierauf von der Kleidung seines Zöglings, wobei er die damalige französische Kleidung als eng, unbequem und darum ungesund bekämpft, von dem Trinken, besonders bei Erhitzung, das nicht verwehrt werden dürfe, endlich vom Schläfe der Kinder. Hierüber sagt er folgendes:

Kinder brauchen viel Schlaf, weil sie außerordentlich viel Bewegung machen. Eines dient dem andern zur Ausgleichung; auch sieht man, daß sie beider bedürfen. Die Zeit der Ruhe ist die Nacht; das zeigt die Natur selbst an. Es ist eine feststehende Erfahrung, daß der Schlaf ruhiger und sanfter ist, wenn die Sonne unter dem Horizont steht, während die von den Sonnenstrahlen erwärmte Luft unseren Sinnen keine so tiefe Ruhe gestattet. So ist es denn gewiß die wohlthätigste Gewohnheit, mit der Sonne aufzustehen und mit ihr sich zur Ruhe zu begeben. Daraus folgt, daß in unseren Himmelsstrichen der Mensch und alle Tiere im allgemeinen im Winter eines längeren Schlafes bedürfen als im Sommer. Aber das Leben in der bürgerlichen Gesellschaft ist nicht so einfach, so natürlich, so frei von gewaltsamen Störungen und Zufällen, daß man den Menschen an eine gleichförmige Lebensordnung gewöhnen dürfte, derart,

daß sie ihm unentbehrlich würde. Man muß sich allerdings einer Lebensordnung unterwerfen; aber die oberste Regel ist, daß man sie ohne Gefahr muß übertreten können, wenn es die Umstände erfordern. Du darfst also deinen Zögling nicht unbedachterweise an einen ruhigen, nie gestörten Schlaf gewöhnen, der nie eine Unterbrechung erlitte. Überlasse ihn anfangs ohne Einschränkung dem Gesetze der Natur; aber vergiß nicht, daß er in unserer Gesellschaft über diesem Gesetze stehen muß, daß er imstande sein muß, spät zu Bette zu gehen, früh aufzustehen, plötzlich aufzuwachen und die Nächte auf den Beinen zuzubringen, ohne ein Ungemach zu spüren. Beginnt man frühzeitig damit und geht man unmerklich und stufenweise weiter, so befähigt man den Körper für Dinge, die ihm gefährlich werden, wenn man ihn erst dann ihnen aussetzt, nachdem er schon vollständig ausgebildet ist.

Es ist von Wichtigkeit, daß man sich von vornherein an schlechtes Lager bei Nacht gewöhne; dann wird man nie mehr ein schlechtes Bett finden. Ein abgehärtetes Leben, einmal zur Gewohnheit geworden, vermehrt im allgemeinen die angenehmen Empfindungen; ein weichliches Leben dagegen verschafft uns eine sehr große Menge unangenehmer. Zu zart auferzogene Leute können nur auf Flaumkissen in Schlaf kommen; Leute, die gewohnt sind, auf Dielen zu schlafen, finden den Schlaf überall: wer einschläft, sobald er sich niederlegt, findet kein Bett hart.

Rousseau empfiehlt sodann, die Kinder an plötzliches Aufwecken, ja nach dem Beispiele der Wilden selbst an Hunger, Schläge, Brandwunden u. dgl. zu gewöhnen und selbst an den Gedanken des Todes, damit sie ihn nicht fürchten. Bezüglich der Impfung schwankt Rousseau, ob er sie empfehlen oder widerraten soll. Sehr wichtig scheint ihm, daß Emil schwimmen lerne.

Hierauf geht er auf die Übung der Sinne über; er sagt hiervon:

Es gibt rein natürliche und mechanische Übungen, die dazu dienen, den Körper kräftig zu machen, ohne aber der Urteilskraft irgendwie zu nützen. Schwimmen, laufen, springen, den Kreisel treiben und Steine werfen, das ist alles recht gut; aber haben wir denn bloß Arme und Beine? haben wir nicht

auch Augen und Ohren? und sind diese Organe zum Gebrauche der ersteren (der Arme und Beine) etwa überflüssig? Man übe also nicht bloß die Kräfte, sondern auch alle Sinne, welche dabei in Bewegung treten; man ziehe aus jedem den größtmöglichen Vorteil, sodann wende man den einen zur Richtigstellung des anderen an. Man messe, zähle, wäge, vergleiche. Man wende Kraft erst an, nachdem man den Widerstand gemessen: man richte es immer so ein, daß dem Gebrauche der Mittel die Schätzung der Wirkung vorausgehe. Das Kind muß Wert darauf legen, niemals ungenügende oder überflüssige Anstrengungen zu machen.<sup>1)</sup> Gewöhnt man es so, die Wirkung aller seiner Bewegungen vorauszusehen und seine Irrtümer durch Erfahrung zu berichtigen, so ist es doch wohl klar, daß es um so urteilsfähiger werden wird, je tätiger es ist.

Es handelt sich darum, eine Masse von der Stelle zu bringen: nimmt es einen zu langen Hebel, so verbraucht es zuviel Bewegung; nimmt es ihn zu kurz, so wird es nicht genug Kraft haben. Die Erfahrung wird es lehren, gerade den Hebebaum zu nehmen, den es braucht. Diese Einsicht geht also nicht über sein Alter. Es soll eine Last getragen werden: will es sie so schwer nehmen, als es sie tragen kann, aber sich auch nicht an mehr wagen, als es etwa heben kann, wird es da nicht gezwungen sein, mit dem Auge das Gewicht derselben zu schätzen? Kann es Massen vom selben Stoff, aber verschiedener Größe vergleichen, so wähle es unter Massen von derselben Größe, aber von verschiedenem Stoffe: dann wird es sich wohl bemühen müssen, ihr Eigengewicht zu vergleichen. Ich habe einen sehr gut erzogenen jungen Menschen gesehen, der erst nach vorgenommener Probe glauben wollte, daß ein Eimer voll eichener Hobelspäne weniger schwer sei als derselbe Eimer voll Wasser.

Nicht von allen unseren Sinnen ist der Gebrauch in gleichem Maße in unsere Macht gegeben. Es gibt einen, nämlich das Gefühl, dessen Tätigkeit im wachen Zustand niemals

---

<sup>1)</sup> Es liegt in der Natur der Kinder, bei allem, was sie tun, eher zuviel als zuwenig Kraft anzuwenden. Die Sparsamkeit in der Verwendung der Kräfte, die Rousseau den Kindern zumutet, widerstrebt ihnen.

aufhört; er ist über die ganze Oberfläche unseres Leibes ausgebreitet, wie eine ständige Wache, die ihm von allem, was ihn beschädigen kann, Kenntniss gibt. Von ihm erlangen wir auch durch jene beständige Übung, wohl oder übel, am frühesten Erfahrung und für ihn brauchen wir deshalb weniger Pflege. Indessen bemerkt man doch, daß die Blinden ein sichereres und feineres Gefühl haben als wir, weil sie, nicht geleitet durch das Gesicht, notgedrungen aus dem erstgenannten Sinn allein die Urtheile gewinnen müssen, welche uns der andere liefert. Warum übt man uns denn nicht, wie sie, im Finstern zu gehen, die Körper zu erkennen, die wir greifen können, über die Gegenstände zu urtheilen, die uns umgeben, mit einem Worte, bei Nacht und ohne Licht alles zu verrichten, was sie bei Tage, aber ohne Augenlicht verrichten? Solange die Sonne am Himmel ist, haben wir über sie den Vorteil; in der Finsternis hingegen sind sie unsere Führer. Die Hälfte unseres Lebens sind wir blind, mit dem Unterschiede jedoch, daß die wahrhaft Blinden sich immer zurechtzufinden wissen, während wir bei dunkler Nacht keinen Schritt zu tun wagen. Dafür hat man Licht, wird man mir einwenden. Wie? immer und immer künstliche Hilfsmittel? Wer steht euch dafür, daß sie euch immer nach Bedarf zur Hand sein werden? Ich wenigstens will lieber, daß Emil seine Augen in den Fingerspitzen habe als in einem Lichtzieherladen.

Rousseau gibt nun eingehende Ratschläge für diese Übungen im Finstern, in denen er auch eine Schutzwehr gegen abergläubische Furcht erblickt; er zeigt, wie hierbei das Gefühl (der Tastsinn) den Gesichtssinn unterstützen könne, und fährt fort:

Da ein ausgebildeter Tastsinn dem Gesichte zu Hilfe kommt, warum sollte er nicht bis zu einem gewissen Punkte auch das Gehör unterstützen, da die Töne in den klingenden Körpern Erschütterungen hervorrufen, die dem Gefühle wahrnehmbar sind? Legt man die Hand auf den Leib eines Violoncells, so kann man ohne Hilfe der Augen und Ohren bloß nach der Art, wie das Holz schwingt oder dröhnt, erkennen, ob der Ton, den es gibt, tief oder hoch ist, ob er auf der Singsaite oder auf der Baßsaite gestrichen wird. Übt man die Sinne in solchen

Unterscheidungen, so zweifle ich nicht, daß man mit der Zeit so feinfühlig werden kann, daß man ein ganzes Stück mit den Fingern zu hören vermag.

Um dem Tastsinn seine Feinheit zu erhalten, empfiehlt Rousseau unter anderm auch das Barfußlaufen; er sagt hierüber:

Warum soll mein Zögling genötigt sein, unter den Füßen immer eine Ochsenhaut zu tragen? Was wäre Schlimmes dabei, wenn im Notfall seine eigene als Sohle dienen könnte? Es ist einleuchtend, daß an diesem Orte die Empfindlichkeit der Haut nie zu etwas gut ist und manchmal bedeutend schaden kann. Als die Genfer mitten im Winter um Mitternacht durch den Feind in ihrer Stadt aufgeschreckt wurden, fanden sie früher die Gewehre als ihre Schuhe. Hätte keiner von ihnen barfuß gehen können, wer weiß, ob Genf nicht eingenommen worden wäre? <sup>1)</sup>

Laßt uns daher den Menschen gegen unvorhergesehene Zufälle wappnen. Emil möge am Morgen zu jeder Jahreszeit im Zimmer, auf der Treppe und im Garten barfuß umherlaufen; ich werde ihn durchaus nicht etwa zurechtweisen, sondern ihn nachahmen; nur werde ich dafür sorgen, daß kein Glas auf dem Wege ist. Von den Arbeiten und Spielen für die Hand werde ich bald reden. Übrigens soll er alle Schrittartern lernen, welche die Bewegungen des Körpers erleichtern, er soll in allen Stellungen sich leicht und sicher halten lernen; er soll in die Weite und in die Höhe springen, einen Baum erklettern, eine Mauer übersteigen können; immer soll er sein Gleichgewicht finden; alle seine Bewegungen und Gebärden sollen nach den Gesetzen des Schwerpunktes eingerichtet sein, lange bevor die Statik ihm darüber Aufklärung bietet.<sup>2)</sup> An der Art, wie sein Fuß auftritt und sein Leib auf den Beinen ruht, muß er merken, ob er gut oder schlecht steht. Eine sichere Haltung sieht immer gut aus, und die festeste Stellung ist immer die eleganteste. Wäre ich Tanzlehrer, so würde ich statt meinen Zögling ewig mit Luftsprüngen zu beschäftigen, ihn an den Fuß

<sup>1)</sup> Durch den Herzog von Savoyen im Jahre 1602.

<sup>2)</sup> Dies ist im Grunde bei jedermann der Fall.

eines Felsens führen. Hier würde ich ihm zeigen, welche Haltung man annehmen, wie man Leib und Kopf tragen, welche Bewegung man machen, wie man jetzt den Fuß und jetzt die Hand aufsetzen muß, um den abschüssigen, holperigen und rauhen Pfaden mit Leichtigkeit zu folgen und sich von Spitze zu Spitze zu schwingen, beim Aufsteigen sowohl als beim Herabsteigen. Zum Nebenbuhler einer Gemse würde ich ihn lieber machen als zum Ballettänzer.

So sehr der Tastsinn seine Wirksamkeit auf die nächste Umgebung des Menschen beschränkt, ebensowohl erstreckt das Gesicht die seinige über den Kreis desselben hinaus. Dadurch wird aber diese trügerischer. Mit einem Blicke umfaßt der Mensch die Hälfte seines Gesichtskreises; wie sollte man bei dieser Menge gleichzeitiger Sinneswahrnehmungen und daraus entspringender Urteile sich nicht da oder dort täuschen? So ist denn das Gesicht von allen unseren Sinnen der an Irrtümern reichste, gerade weil er der weitreichendste ist und weil seine Verrichtungen, mit denen er allen andern weit vorausseilt, zu rasch und zu umfassend sind, um durch jene berichtigt zu werden. Ja noch mehr; die Täuschungen der Perspektive sind uns sogar notwendig, um zur Erkenntnis der Ausdehnung und zur Vergleichung der einzelnen Teile zu gelangen. Ohne Gesichtstäuschungen würden wir nichts als fern erkennen; ohne die Abstufungen der Größe und der Beleuchtung würden wir keine Entfernung schätzen können, oder es gäbe vielmehr keine für uns. Wenn von zwei Bäumen der eine, welcher hundert Schritte entfernt ist, uns ebenso groß und ebenso deutlich erschiene wie einer, der nur zehn Schritte entfernt ist, würden wir sie nebeneinander stellen. Wenn wir alle Dimensionen der Gegenstände in ihrem wirklichen Maße sähen, würden wir gar keinen Raum sehen und alles schiene uns auf der Fläche unseres Auges zu stehen.

Um die Größe der Gegenstände und ihre Entfernung zu beurteilen, hat der Gesichtssinn nur ein einziges Maß, nämlich die Öffnung (Größe) des Gesichtswinkels in unserem Auge,<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Dies ist nicht ganz richtig. Entfernte Gegenstände erscheinen

und da diese Öffnung die einfache Wirkung zweier zusammenwirkender Ursachen ist, so läßt das dadurch hervorgerufene Urteil die einzelne Ursache unentschieden, oder es wird notwendig fehlerhaft. Denn wie soll man vom bloßen Sehen unterscheiden, ob der Winkel, unter welchem ich einen Gegenstand sehe, und welcher kleiner ist als ein anderer, dadurch entstand, daß der gesehene Gegenstand in der Tat kleiner oder dadurch, daß er entfernter ist?

Hier ist also ein dem früheren entgegengesetzter Weg einzuschlagen: anstatt die Sinnesempfindung zu vereinfachen, muß man sie mit einer anderen zusammenhalten und berichtigen, das Gesichtsorgan dem Gefühlsorgan unterordnen und sozusagen die Voreiligkeit des ersten Sinnes durch den schwerfälligen und abgemessenen Gang des zweiten einschränken. Wenn wir uns nicht an dieses Verfahren binden wollen, sind unsere Schätzungen nach dem Augenmaße sehr ungenau. Wir haben keine Sicherheit im Blicke für das Schätzen der Höhen, Längen, Tiefen und Entfernungen; der Beweis aber, daß dies nicht von einem Fehler des Sinnes, sondern von der Anwendung desselben herrührt, ist der Umstand, daß Ingenieure, Feldmesser, Baumeister, Maurer und Maler in der Regel ein viel sichereres Auge haben als wir und die Raummaße mit größerer Richtigkeit schätzen; da ihnen nämlich ihr Beruf darin Erfahrungen an die Hand gibt, die wir zu erwerben versäumen, gleichen sie die Mehrdeutigkeit des Gesichtswinkels mit Hilfe der begleitenden Erscheinungen <sup>1)</sup> aus, welche das Verhältnis

uns nicht bloß kleiner, sondern auch anders, nämlich im allgemeinen schwächer beleuchtet, und anders, nämlich im allgemeinen lichter und gleichmäßiger gefärbt. Infolge dieser Erscheinung, welche als Luftperspektive bekannt ist, erkennen wir von drei Bergen, die uns gleich groß also unter demselben Gesichtswinkel erscheinen, denjenigen, an welchem noch dunkelgrüne Wälder von lichtgrünen Wiesen und gelben Getreidefeldern unterschieden werden können, als den nächsten, den einfarbig dunkelblauen als entfernter, den lichtblauen, vielleicht sogar weißlichblauen als den entferntesten.

<sup>1)</sup> Zumeist wohl eben mit Hilfe der in der vorhergehenden Anmerkung erwähnten Luftperspektive.

der beiden Ursachen dieses Winkels für ihre Augen viel genauer bestimmen.<sup>1)</sup>

Was den Leib zu einer zwanglosen Bewegung veranlaßt, ist bei Kindern immer leicht durchzusetzen. Durch tausenderlei Mittel kann man ihr Interesse am Messen, Erkennen und Schätzen von Entfernungen anregen. Da ist ein sehr hoher Kirschbaum: wie wollen wir es anfangen, um Kirschen zu pflücken? Kann man wohl die Leiter aus der Scheune dazu brauchen? Da ist ein sehr breiter Bach: wie wollen wir hinüberkommen? Wird eines von diesen Brettern über beide Ufer reichen? Wir möchten gerne von den Fenstern des Schlosses aus in den Schloßgräben fischen: wie viele Klaffter lang muß unsere Leiter sein? Ich möchte zwischen zwei Bäumen eine Schaukel machen: wird ein Seil von zwei Klafftern lang genug sein? Ich höre, daß unser Zimmer im anderen Hause fünfundzwanzig Quadratfuß haben soll: wird es uns wohl recht sein? Ist es größer als dieses? Wir sind sehr hungrig; dort sind zwei Dörfer: in welchem von beiden können wir früher zum Essen gelangen? u. dgl. m.

Rousseau erzählt sodann, wie Emil durch das Beispiel von Dorfjungen Lust zum Wettlaufen bekommt. Hierbei wird ihm zuerst der Sieg erleichtert, dann immer mehr erschwert. Im Anschlusse hieran bespricht Rousseau die Übungen im Messen und Schätzen von Entfernungen.

Man kann die Ausdehnung und die Größe der Körper nicht gut beurteilen, wenn man nicht auch ihre Gestalt erkennt und selbst nachbilden lernt; denn im Grunde beruht diese Kenntnis durchaus nur auf den Gesetzen der Perspektive, und ohne irgendwelchen Begriff von diesen Gesetzen kann man, was Ausdehnung hat, nicht nach der Erscheinung (danach, wie es sich dem Auge darstellt) beurteilen. Die Kinder haben eine große Neigung zur Nachahmung und versuchen alles zu zeichnen; mein Zögling müßte mir diese Kunst jedenfalls pflegen, nicht gerade um der Kunst selbst willen, sondern um ein sicheres

---

<sup>1)</sup> E. kennen lassen, ob der Gegenstand klein erscheint, weil er wirklich klein oder weil er fern ist.

Auge und eine gewandte Hand zu bekommen; es liegt überhaupt sehr wenig daran, ob er diese oder jene Fertigkeit besitze, wenn er nur die Schärfe der Sinne und die gute körperliche Gewöhnung erlangt, die man durch diese Übung gewinnt. Ich werde mich daher wohl hüten, ihm einen Zeichenlehrer zu geben, der ihn nur Nachgebildetes nachbilden und nur nach Zeichnungen zeichnen ließe: ich verlange, daß er keinen andern Lehrer habe als die Natur, keine andere Vorlage als die Gegenstände selbst. Ich verlange, daß er das Original selbst vor Augen habe, nicht das Papier, auf dem es dargestellt ist; er soll ein Haus nach einem Hause, einen Baum nach einem Baume, einen Menschen nach einem Menschen zeichnen, damit er sich gewöhne, die Körper und die Art, wie sie sich dem Auge darstellen, gut zu beobachten und nicht falsche und herkömmliche Nachbildungen für wirkliche Nachbilder zu halten. Ich werde ihn selbst davon abhalten, nach dem Gedächtnis ohne Anschauung der Gegenstände zu zeichnen, bis durch häufige Beobachtungen ihre genauen Umrisse sich fest in sein Vorstellungsvermögen eingepreßt haben, damit er nicht der wirklichen Gestalt der Dinge wunderliche und phantastische Formen unterschiebe und die Kenntnis der Verhältnisse und den Geschmack für die Schönheit der Natur verliere.

Ich weiß wohl, daß er auf diese Weise lange sudeln wird, ohne etwas Erkennbares zustande zu bringen, daß er sich gefällige Umrisse und die leichte Handführung der Zeichner erst spät, den Sinn für die malerischen Effekte aber und den guten zeichnerischen Geschmack vielleicht niemals aneignen wird; dafür wird er gewiß einen richtigeren Blick, eine sicherere Hand, die Kenntnis der wahren Verhältnisse von Größe und Gestalt zwischen Tieren, Pflanzen, Naturkörpern und einen schnelleren Blick für die perspektivische Wirkung gewinnen.

An den Zeichenübungen Emils will Rousseau selbst teilnehmen, aber ohne mehr Geschicklichkeit zu zeigen als dieser; „wäre ich selbst ein Apelles,“ sagt er, „jetzt bin ich nur ein Schmierer.“

Wir waren um eine Ausschmückung unseres Zimmers in Verlegenheit; jetzt fällt sie uns von selbst in die Hand. Ich

lasse unsere Zeichnungen einrahmen; ich lasse sie mit schönem Glas überdecken, damit man sie nicht mehr anrühre und damit jeder, der sie so, wie wir sie fertig gebracht haben, aufbewahrt sieht, ein Interesse daran gewinne, die seinigern sorgfältig zu behandeln. Ich bringe sie an den Wänden der Reihe nach an, jede Zeichnung in zwanzig- und dreißigfacher Wiederholung, jedes Probestück als ein Zeugnis der Fortschritte des Zeichners von dem Augenblick an, wo das Haus nur ein fast unförmliches Viereck ist, bis zu dem, wo Vorder- und Seitenansicht, Verhältnisse und Beleuchtung in der genauesten Wahrheit vor uns stehen. Dieser stufenmäßige Fortschritt kann nicht verfehlen, uns fortwährend Bilder zu liefern, interessant für uns, wunderbar für andere, und er muß unseren Wetteifer immer mehr anspornen. Bei den ersten und rohesten von unseren Zeichnungen bringe ich recht glänzende, stark vergoldete Rahmen an, die sie hervorheben; aber wenn die Nachbildung genauer wird und die Zeichnung wirklich gut ist, dann gebe ich ihr nur einen schwarzen, einfachen Rahmen; sie braucht keinen andern Schmuck als sich selbst, und es wäre schade, wenn die Einfassung die Aufmerksamkeit ablenkte, die der Gegenstand verdient. So trachtet jeder von uns nach der Ehre des einfachen Rahmens, und wenn einer eine Zeichnung des andern herabsetzen will, verurteilt er sie zum goldenen. Eines Tages werden vielleicht bei uns die goldenen Rahmen sprichwörtlich werden, und wir werden uns wundern, wie häufig Menschen sich richtig beurteilen, indem sie sich so einrahmen lassen.

Den Unterricht in der Geometrie will Rousseau ebenfalls umgestalten; er sagt hiervon:

Man zeichne genaue Figuren, halte sie nebeneinander, lege sie aufeinander und untersuche ihre gegenseitigen Verhältnisse, und man wird, von einer Beobachtung zur andern fortschreitend, die ganze Geometrie finden, ohne Definitionen, Lehrsätze oder irgendeine andere Art des Beweises zu Hilfe zu ziehen als das einfache Aufeinanderlegen der Figuren. Ich selbst maße mir auch gar nicht an, Emil die Geometrie zu lehren, er wird sie mich lehren; ich werde die Beziehungen suchen, er wird

sie finden; denn ich werde sie so suchen, daß er sie finden kann. Um z. B. einen Kreis zu ziehen, werde ich mich nicht eines Zirkels bedienen, ich werde ihn mit einer Spitze ziehen, die am Ende eines um den Mittelpunkt sich drehenden Fadens befestigt ist.<sup>1)</sup> Wenn ich später die Radien miteinander vergleichen will, wird Emil sich über mich lustig machen und mir zu verstehen geben, daß der nämliche Faden, da er immer gespannt war, nicht ungleiche Abstände zeichnen konnte.

Wenn ich einen Winkel von sechzig Graden messen will, beschreibe ich von der Spitze dieses Winkels aus nicht etwa einen Bogen, sondern einen ganzen Kreis; denn bei den Kindern darf man keine stillschweigenden Voraussetzungen machen. Ich finde, daß der Teil des Kreises zwischen den beiden Schenkeln des Winkels der sechste Teil des ganzen Kreises ist. Hierauf beschreibe ich vom nämlichen Scheitelpunkt aus einen anderen (mit dem früheren Kreise konzentrischen) Kreis und finde, daß der zweite Bogen ebenfalls der sechste Teil seines Kreises ist. Ich beschreibe einen dritten konzentrischen Kreis, an welchem ich die nämliche Probe mache, und ich wiederhole sie an neuen Kreisen, bis Emil, über meine Schwerfälligkeit verwundert, mich erinnert, daß zwischen den Schenkeln des nämlichen Winkels jeder Bogen, groß oder klein, immer der sechste Teil seines Kreises sein wird usw. So sind wir denn gleich in den Gebrauch des Transporteurs (Winkelmessers) eingeführt.

Um zu beweisen, daß Nebenwinkel gleich zwei Rechten sind, beschreibt man einen Kreis; ich fange es im Gegenteil so an, daß Emil diese Bemerkung zuerst am Kreise macht und dann sage ich zu ihm: wenn man nun den Kreis wegnähme und nur die geraden Linien stehen ließe, würden wohl die Winkel ihre Größe geändert haben? usw.

Man vernachlässigt (gewöhnlich) die Richtigkeit der Figuren, man setzt sie als richtig voraus und macht sich sogleich an den Beweis. Bei uns dagegen wird nie von einem Beweise die Rede sein. Unsere wichtigste Sorge wird es sein,

<sup>1)</sup> Dies geschieht jetzt in jeder Volksschule, wie bekannt.

recht gerade, richtige und gleiche Linien zu ziehen, ein recht vollkommenes Quadrat, einen hübsch runden Kreis zu zeichnen. Um die Richtigkeit der Figur bestätigt zu erhalten, untersuchen wir sie nach allen ihren wahrnehmbaren Eigentümlichkeiten, und dies gibt uns Veranlassung, jeden Tag neue zu entdecken. Wir werden die beiden Halbkreise nach dem Durchmesser, die beiden Hälften des Quadrates nach der Diagonale zusammenfalten; wir werden unsere Figuren vergleichen, um diejenige zu finden, deren Ränder am genauesten sich decken und die demnach die bestgezeichnete ist; wir werden eine Erörterung darüber anstellen, ob diese Gleichheit der Teile bei Parallelogrammen, Trapezen usw. immer stattfinden müsse. Manchmal untersucht man auch, ob sich vielleicht das Ergebnis des Versuches vorausbestimmen lasse, man bemüht sich, die Gründe davon zu finden usf.

Wenn ein Kind Federball spielt, übt es Auge und Arm in der Genauigkeit; wenn es den Kreisel peitscht, so steigert es seine Kraft durch Übung derselben, ohne jedoch etwas zu lernen. Ich habe manchmal gefragt, warum man den Kindern nicht zur Übung der Geschicklichkeit die nämlichen Spiele gebe, wie die Erwachsenen sie haben: den Fangball, den Stoßball, das Billard, den Bogen, den Windball, die musikalischen Instrumente. Man hat mir geantwortet, daß einige dieser Spiele über ihre Kräfte hinausgehen und für andere ihre Glieder und Organe noch nicht hinreichend ausgebildet seien. Ich finde diese Gründe nicht stichhaltig: das Kind hat auch den Wuchs des Mannes nicht und trägt dennoch Kleider wie dieser.<sup>1)</sup> Ich meine nicht, daß es mit unseren Stöcken auf einem drei Fuß hohen Billard spielen soll; ich meine nicht, daß es im Ballhause den Ball werfen, oder daß man den Schlägel des Ballmeisters in seine kleine Hand legen soll; aber es soll in einem Saale spielen, dessen Fenster man gut verwahrt hat, es soll anfangs nur mit weichen Bällen spielen und seine Schlägel sollen zuerst von Holz, dann von Pergament und endlich von gespannten

<sup>1)</sup> Heute ist die Kindertracht von der der Erwachsenen verschieden, was nur zu billigen ist.

Darmsaiten sein, je nach seinen Fortschritten. Man zieht den Federball vor, weil er weniger ermüdet und gefahrlos ist. Man irrt sich aber aus folgenden zwei Gründen. Der Federball ist ein Frauenspiel; aber man sieht nie, daß eine Frau dem fliegenden Ball nicht aus dem Wege liefe. Ihre weiße Haut darf nicht durch Beulen entstellt werden und ihr Gesicht ist für etwas anderes als Quetschungen da. Wir aber sind bestimmt, kräftig zu werden; soll das ganz mühelos geschehen? Und wie sollen wir uns je zur Wehr setzen können, wenn wir nie angegriffen werden? Spiele, bei denen man ohne Gefahr ungeschickt sein kann, werden immer lau gespielt; ein fallender Federball beschädigt niemanden; aber nichts macht die Arme so beweglich, als wenn man seine Augen behüten muß. Von einem Ende des Saales nach dem andern springen, den Flug eines Balls noch in der Luft bemessen und ihn mit kräftiger und sicherer Hand zurückschleudern: solche Spiele eignen sich nicht bloß für Männer, sondern, was wichtiger ist, sie dienen auch dazu, Männer zu bilden.

Rousseau spricht dann über den Tanz und den Unterricht in der Musik.

Bezüglich des Geschmackssinnes verlangt Rousseau, daß der Zögling an die natürlichsten, einfachsten Speisen gewöhnt werde.

Dies scheint mir in jeder Beziehung richtig, aber am meisten in bezug auf den eigentlichen Geschmack. Unsere erste Nahrung ist die Milch; nur nach und nach gewöhnen wir uns an scharfen Geschmack: anfangs widersteht er uns. Obst, Gemüse, Kräuter und endlich etwas gebratenes Fleisch ohne Zutat von Gewürz und Salz machten die Mahle der ersten Menschen aus. Wenn ein Wilder zum ersten Male Wein trinkt, verzieht er das Gesicht und stößt ihn zurück, und sogar unter uns kann der, welcher bis zu seinem zwanzigsten Jahre noch nie gegorene Getränke gekostet hat, sich nicht mehr daran gewöhnen: wir wären lauter Mäßigkeitsapostel, wenn man uns nicht in unseren jungen Jahren Wein gegeben hätte. Kurz, je einfacher unser Geschmack ist, desto weniger heikel ist er; Widerwillen hat man in den meisten Fällen nur gegen zusammen-

gesetzte Gerichte. Hat man je gesehen, daß jemand einen Ekel vor Wasser oder Brot gehabt hätte? Das ist der Fingerzeig der Natur, darum gilt für uns als Regel: Man bewahre dem Kinde so viel als möglich seinen ursprünglichen Geschmack; seine Nahrung sei gewöhnlich und einfach; sein Gaumen soll sich nicht an gewürzte Sachen gewöhnen und sich keinen ausschließlichen Geschmack aneignen.

Ich untersuche hier nicht, ob diese Lebensweise gesünder ist oder nicht; mein Gesichtspunkt ist ein ganz anderer. Um sie vorzuziehen, genügt es mir, zu wissen, daß sie am meisten der Natur gemäß ist und sich am leichtesten jeder andern anbequemen kann. Diejenigen, welche sagen, man müsse die Kinder an die Kost gewöhnen, die sie als Erwachsene genießen werden, schließen meines Erachtens nicht richtig. Warum soll ihre Nahrung dieselbe sein, da doch ihre Lebensart anders ist? Ein von Arbeit, Kummer und Mühsalen erschöpfter Mensch hat kräftige Nahrung nötig, die sein Gehirn neu belebt; ein Kind, das sich eben ausgetobt hat und dessen Leib im Wachsen begriffen ist, braucht reichliche Nahrung, die ihm viel Speisesaft zuführt.<sup>1)</sup> Überdies hat ein ausgewachsener Mensch schon seinen Stand, Beruf und Wohnsitz; wer aber kann mit Sicherheit sagen, was das Schicksal dem Kinde vorbehält? In nichts gebe man ihm eine ausgesprochene Richtung, die nach Bedürfnis zu ändern ihm schwer werden würde. Wir wollen nicht schuld sein, daß es in anderen Ländern Hungers sterbe, wenn es nicht überall einen französischen Koch mit sich herum-schleppt, auch nicht, daß es eines Tages sage, nur in Frankreich wisse man zu essen. Beiläufig gesagt, ein wunderliches Lob! Ich würde im Gegenteil sagen, daß die Franzosen nicht zu essen verstehen, da es einer so besonderen Kunst bedarf, um ihnen die Speisen schmackhaft zu machen.

Die EBlut der Kinder hält Rousseau für ziemlich unbedenklich, da sie sich bei fortschreitendem Alter von selbst vermindere und die

---

<sup>1)</sup> Der Mann braucht wenig, aber kräftige, das Kind viel, aber minder kräftige Nahrung.

Kinder von selbst sich nicht überessen, wenn man ihnen nur immer genug gebe, so daß sie nicht zu hungern brauchen.

Pflanzenkost ist nach Rousseau der Fleischkost vorzuziehen; Tiere zu töten, um sie zu essen, erscheint ihm barbarisch, die es tun, bezeichnet er als „Mörder“.

Zum Schlusse des zweiten Buches entwirft Rousseau das Bild eines blühenden Knaben von 10—12 Jahren, schildert, wie es durch die gewöhnliche Erziehung verunstaltet werde und entwirft dann eine Schilderung Emils in diesem Alter, die folgendermaßen schließt:

Wollt ihr ihn durch Vergleichung beurteilen? Bringet ihn mit andern Kindern zusammen und überlasset ihn sich selbst. Bald werdet ihr sehen, wer am meisten wirkliche Ausbildung zeigt, wer der Vollkommenheit, die diesem Alter erreichbar ist, am nächsten kommt. Unter den Kindern aus der Stadt ist keines anstelliger als er, er aber ist stärker als irgendein anderes. Mit Bauernkindern verglichen, ist er ebenso stark, übertrifft sie aber an Gewandtheit. In allem, was für Kinder faßbar ist, zeigt er besseres Urtheil, bessere Einsicht und Voraussicht als alle. Gilt es, zu handeln, zu laufen, zu springen, Gegenstände vom Platz zu rücken, Gewichte zu heben, Entfernungen zu schätzen, Spiele zu erfinden und Preise zu erringen, so könnte man glauben, die Natur sei ihm dienstbar, so leicht weiß er alles seinem Willen unterwürfig zu machen. Er ist dazu berufen, seine Gespielen zu führen und zu leiten: Fähigkeit und Erfahrung begründen sein Recht und seine Befugnis. Man mag ihm ein Kleid oder einen Namen geben, wie man will: er wird überall der erste, überall das Haupt der andern sein; sie werden immer seine Überlegenheit fühlen. Ohne befehlen zu wollen, wird er ihr Herr sein und sie werden gehorchen, ohne es auch nur zu wissen.

Die große Mißlichkeit einer solchen ersten Erziehung besteht darin, daß sie nur für klardenkende Köpfe einleuchtend ist und daß gewöhnliche Augen in einem mit so vieler Sorgfalt erzogenen Kinde nur einen Gassenjungen erblicken. Ein (gewöhnlicher) Hauslehrer hat mehr seinen Vorteil im Auge als den seines Zöglings; er richtet sein Augenmerk darauf, zu beweisen, daß er seine Zeit nicht unbenützt läßt und das Geld,

das man ihm zahlt, auf rechte Weise erwirbt; was er bietet, soll sich leicht zur Schau stellen lassen, man soll es zeigen können, wenn man will; ob das, was er lehrt, nützlich sei, ist Nebensache, wenn es nur leicht in die Augen fällt; hunderterlei Trödel häuft er ohne Wahl und ohne Unterscheidung im Gedächtnis des Zöglings auf. Soll das Kind geprüft werden, so läßt man es seinen Kram auspacken, es stellt ihn zur Schau, man ist zufrieden; dann packt es wieder ein und geht. So reich ist mein Zögling nicht, er hat nichts auszukramen, nichts zu zeigen als sich selbst.

### Drittes Buch.

Wenn Emil 10—12 Jahre alt ist, findet Rousseau die Zeit gekommen, ihn in Wissenschaften einzuführen, zunächst in die Geographie, aber selbstverständlich nicht in der (damals) gewöhnlichen Weise; er sagt:

Du willst dieses Kind Geographie lehren und holst ihm Erd- und Himmelsgloben und Karten herbei: wie viele Zurüstungen! Wozu all diese Nachbildungen? Warum fängst du nicht damit an, ihm den Gegenstand selbst zu zeigen, damit es wenigstens wisse, wovon du mit ihm sprichst?

Rousseau erzählt nun, wie er mit Emil bei Nacht den Polarstern und andere Sterne, bei Tage Aufgang und Untergang der Sonne beobachtet. Gleichzeitig mit dem gestirnten Himmel lernt Emil auch seine Heimat kennen.

Die beiden ersten Punkte in seiner Geographie werden seine Vaterstadt und das Landhaus seines Vaters sein, dann die dazwischen liegenden Orte, hierauf die Flüsse der Umgegend, endlich der Anblick der Sonne und die Art, wie man sich orientiert. Hier trifft alles zusammen. Er soll sich selbst von dem allem eine Karte anfertigen, eine ganz einfache Karte, die zunächst nur zwei Gegenstände enthält, denen er nach und nach die andern anreicht, sobald er ihre Entfernung und Lage weiß oder schätzen kann. Man sieht schon, welchen Vorteil wir ihm von vornherein gesichert haben, indem wir seinen Augen ein richtiges Maß gegeben haben.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Seine Augen messen gelehrt, sein Augenmaß geübt zu haben.

Trotzdem wird man ihn ohne Zweifel ein wenig leiten müssen, aber sehr wenig und ohne daß es bemerkbar wird. Täuscht er sich, so laß ihn nur und verbessere seine Irrtümer nicht. Warte ruhig ab, bis er sie selbst erkennen und verbessern kann, oder führe höchstens bei günstiger Gelegenheit irgendeine Operation herbei, durch die er darauf kommen kann. Täuschte er sich nie, würde er nicht so sicher lernen. Im übrigen handelt es sich nicht darum, daß er die Topographie seiner Heimat genau kenne, sondern nur die Mittel, sich darüber zu belehren; es liegt wenig daran, ob er Karten im Kopfe habe, wenn er nur recht begreift, was sie vorstellen, und eine klare Vorstellung von der Kunst besitzt, die zum Entwerfen derselben nötig ist. Man sehe schon hier den Unterschied zwischen dem (scheinbaren) Wissen eurer Zöglinge und der Unwissenheit des meinigen (die ebenfalls nur Schein ist). Sie kennen die Karten; er macht sie. Das gibt dann einen neuen Schmuck für sein Zimmer.

Rousseau betont sodann neuerdings, daß es nicht darauf ankomme, wieviel und wie bald Emil lerne, wohl aber darauf, daß er immer selbst Verlangen habe zu lernen, daß seine Lernlust rege gehalten werde.

Dies ist auch die Zeit, das Kind zu gewöhnen, dem nämlichen Gegenstand eine fortgesetzte Aufmerksamkeit zuzuwenden; doch darf diese Aufmerksamkeit nie durch Zwang, sondern immer nur durch das Vergnügen oder das eigene Begehren hervorgerufen werden:<sup>1)</sup> man muß sorgfältig darauf bedacht sein, daß sie dem Kinde nicht lästig werde und nicht bis zum Überdruß andaure. Man habe darauf immer ein wachsames Auge und wie es auch komme, man lasse lieber alles, bevor der Überdruß sich einstellt; denn das Lernen ist nie so wichtig wie, daß das Kind nichts widerwillig tut.

Fragt es dich selbst, so antworte so viel, als notwendig ist, um seine Neugier zu nähren, nicht aber sie zu sättigen. Besonders wenn du siehst, daß es, anstatt zu fragen, um sich zu belehren, im Blauen herumfährt und dich mit einfältigen

<sup>1)</sup> Rousseau erkennt also nur die unwillkürliche Aufmerksamkeit als berechtigt an.

Fragen quält, so halte augenblicklich inne: denn dann ist es ihm ganz sicher nicht mehr um die Sache zu tun, es will dich nur seinen Fragen dienstbar machen. Man muß weniger auf die Worte achten, die es ausspricht, als auf den Beweggrund, der es dabei leitet. Diese Warnung war bis jetzt weniger notwendig, sie wird aber äußerst wichtig, sobald das Kind logisch zu denken beginnt.

Mit dem Magnetismus wird Emil durch eine Spielerei, eine Ente die von einem Magnete angezogen wird, bekannt. Ein Taschenspieler führt dieses Kunststück vor, Emil will es nachmachen, es glückt einmal, ein zweitesmal mißglückt es durch die von dem Taschenspieler getroffenen Gegenanstalten. Emil wird beschämt und durch die Beschämung belehrt.

Rousseau schildert sodann verschiedene physikalische Versuche, die man ohne jeden Apparat ausführen könne, und bemerkt:

Nach meinen Grundsätzen müssen wir alle diese Maschinen selbst anfertigen und mit der Herstellung der Werkzeuge nicht anfangen, ehe wir den Versuch gemacht haben; wir müssen im Gegenteil, nachdem wir wie durch Zufall auf den Versuch gekommen sind, den Apparat, durch den er bestätigt werden soll, nach und nach erfinden. Lieber sollen unsere Apparate nicht so vollkommen und richtig sein, wenn wir nur eine um so klarere Vorstellung davon haben, wie sie sein sollen, und von den Wirkungen, die wir von ihnen erwarten. Für meine erste Lehrstunde in der Statik (Gleichgewichtslehre) hole ich nicht etwa eine Wage, sondern ich lege einen Stock quer über eine Stuhllehne, messe die Länge der beiden Hälften des im Gleichgewichte befindlichen Stockes, bringe auf der einen und auf der andern Seite Gewichte an, bald gleiche, bald ungleiche, dann rücke ich ihn her oder hin, soweit es nötig ist, und finde endlich, daß das Gleichgewicht auf dem umgekehrten Verhältnis zwischen der Größe der Gewichte und der Länge der Hebelarme beruht. So ist mein kleiner Physiker schon imstande, Wagen zu berichtigen, bevor er solche gesehen hat.

Unbestreitbar erhält man von den Dingen, die man auf diese Weise aus eigenem lernt, klarere und sicherere Begriffe als von denjenigen, die man durch Unterricht von andern sich

aneignet, und außerdem, daß man seine Vernunft nicht daran gewöhnt, sich dem Ansehen anderer sklavisch zu unterwerfen, wird man viel fähiger, Beziehungen zu finden, Vorstellungen zu verknüpfen, Werkzeuge zu erfinden, als wenn man alles aufnimmt, wie es uns geboten wird, und dadurch den Geist in Untätigkeit erschaffen läßt, wie es dem Leibe eines Menschen ergeht, der, weil er immer durch seine Leute von Kopf bis zu Fuß bekleidet und bedient und durch seine Pferde gezogen wird, am Ende die Kraft und den Gebrauch seiner Gliedmaßen verliert. Boileau rühmte sich, Racine gelehrt zu haben, schwierige Reime zu machen; bei so vielen wunderbaren Anweisungen, das Studium der Wissenschaften zu kürzen, brauchten wir wahrhaftig einen Mann, der uns eine Anweisung gäbe, wie man sie mit **A n s t r e n g u n g** erlernen kann.

Der augenscheinliche Vorteil jener langsamen und mühsamen Untersuchungen ist, daß der Zögling mitten unter spekulativen Studien <sup>1)</sup> den Leib in seiner Tätigkeit und die Glieder in ihrer Geschmeidigkeit erhält und unausgesetzt die Hände zur Arbeit und zu nützlichen Verrichtungen geschickt macht. Diese Masse von Apparaten, die man erfunden hat, um uns in unseren Versuchen behilflich zu sein und den richtigen Gebrauch der Sinne zu unterstützen, führen zu einer Vernachlässigung derselben. Der Winkelmesser erspart uns das Abschätzen der Winkel; das Auge, das mit Genauigkeit Entfernungen maß, verläßt sich nun auf die Meßkette, die für dasselbe mißt; die Schnellwage erläßt es mir, das Gewicht, welches ich durch sie erfahre, durch die Hand zu schätzen. Je sinnreicher unsere Werkzeuge sind, desto gröber und ungeschickter werden unsere Organe (Sinne); mit all den Hilfsmitteln, die wir um uns aufhäufen, finden wir in uns selbst keine mehr.

Aber wenn wir die Geschicklichkeit, die uns diese Hilfsmittel entbehrlich machen wollen, zur Anfertigung derselben verwenden, wenn wir den Scharfsinn, dessen wir bedurften, um sie zu entbehren, zu ihrer Herstellung gebrauchen, so ge-

---

<sup>1)</sup> Forschung, Nachdenken.

winnen wir, ohne etwas zu verlieren; wir fügen zur Natur die Kunst und werden erfinderischer, ohne darum weniger geschickt zu werden. Wenn ich ein Kind, anstatt es an Bücher zu fesseln, in einer Werkstätte beschäftige, arbeiten seine Hände zum Nutzen seines Geistes: es wird weise und glaubt nur ein Handarbeiter zu sein.

Als besonders wichtig betrachtet Rousseau, daß der Zögling bei allem, was er kennen lerne, sich die Frage vorlege: Wozu ist das gut? (Wozu ist es nütze?) Er erzählt, wie er mit Emil sich geflissentlich in einem großen Walde verirrt, damit der hungrige, weinende Knabe durch eigene Erfahrung erkenne, wie nützlich es ist, wenn man sich (mit Hilfe des Schattens) im Raume zurechtzufinden weiß.

Den Wetteifer im Lernen, der namentlich in der Erziehung der Jesuiten eine große Rolle spielte, betrachtet dagegen Rousseau als entbehrlich, ja schädlich: „hundertmal lieber soll Emil nichts lernen, als nur aus Eifersucht (auf Mitlernende) und aus Eitelkeit.“

„Ich hasse die Bücher“, erklärt Rousseau; aber eine Ausnahme macht er doch. Er sagt:

Da wir durchaus Bücher haben müssen —, eines existiert, das meines Erachtens die glücklichste Darstellung einer natürlichen Erziehung gibt. Dies ist das erste Buch, das mein Emil lesen soll; es wird allein lange Zeit hindurch seine ganze Büchersammlung ausmachen und darin immer einen bevorzugten Platz einnehmen. Es wird den Text bilden, zu dem alle unsere Unterhaltungen über die Naturwissenschaften nichts als Erläuterungen sein werden. Es wird während unserer Fortschritte als Maßstab für die Vervollkommnung unseres Urteils dienen, und solange unser Geschmack nicht verdorben ist, werden wir es immer mit Vergnügen lesen. Welches ist denn dieses wunderbare Buch? Etwa Aristoteles? oder Plinius? oder Buffon?!) Nein, es ist Robinson Crusö.

---

<sup>1)</sup> Rousseau führt nacheinander den berühmtesten naturwissenschaftlichen Schriftsteller der Griechen (Aristoteles), der Römer (Plinius) und der Franzosen (Buffon) an. Aristoteles, am berühmtesten als Philosoph, hat auch Pflanzen und Tiere gesammelt und ein Buch geschrieben, das den Titel: „Über die Natur“ führt; Plinius (der Ältere)

Robinson Crusoe auf seiner Insel, der allein, ohne Hilfe von seinesgleichen, ohne irgendein Werkzeug, dennoch für seine Existenz und Unterhaltung zu sorgen weiß, ja sogar eine Art von Wohlleben sich verschafft, das ist ein für jedes Lebensalter interessanter Stoff, den man den Kindern auf die mannigfaltigste Weise anziehend machen kann. So tritt die verlassene Insel,<sup>1)</sup> die mir zuerst zur Vergleichung diente, für uns in die Wirklichkeit. Allerdings ist das nicht die Lage des gesellschaftlichen Menschen,<sup>2)</sup> wahrscheinlich wird es auch Emils Lage nicht sein; aber er soll nach diesem Zustande alle andern beurteilen. Das sicherste Mittel, sich über Vorurteile zu erheben und sein Urteil nach dem wahren Verhältnisse der Dinge untereinander zu regeln, ist es, sich an die Stelle eines ganz einsamen Menschen zu versetzen und alles so zu beurteilen, wie ein solcher Mensch mit Rücksicht auf seinen eigenen Nutzen darüber urteilen würde.

Dieser Roman, von allem unnützen Beiwerk<sup>3)</sup> gesäubert, mit Robinsons Schiffbruch an seiner Insel beginnend und mit der Ankunft des Schiffes, das ihn wegführt, schließend, soll während dieses Lebensabschnittes Emils Unterhaltung und Belehrung zugleich bilden. Er muß den Kopf ganz voll davon haben, unaufhörlich soll er sich mit seiner Burg, seinen Ziegen und seinen Pflanzungen beschäftigen; alles, was man in einem ähnlichen Falle zu wissen nötig hätte, soll er genau lernen, nicht nach Büchern, sondern an den Sachen selbst; er soll sich selbst als Robinson denken; er soll sich mit Fellen bekleidet

schrrieb eine „Naturgeschichte“, ebenso Buffon, der ein etwas älterer Zeitgenosse Rousseaus war.

<sup>1)</sup> Rousseau, der seinen Zögling von anderen Menschen möglichst fernhalten, wie er an einer früheren Stelle sagt, am liebsten auf einer einsamen Insel erziehen möchte, findet in „Robinson“ dieses Ideal verwirklicht. Indem Emil den Robinson liest, ist er wenigstens im Geiste auf einer solchen einsamen, menschenleeren Insel.

<sup>2)</sup> Des Menschen, der in Gesellschaft von seinesgleichen, in einem Staate als Bürger desselben lebt.

<sup>3)</sup> Als solches betrachtet Rousseau, wie das Folgende zeigt, alles was bei Defoe dem Schiffbruch vorangeht,

sehen, mit einem großen Hute, einem großen Säbel und der ganzen abenteuerlichen Ausrüstung jener Gestalt, mit Ausnahme des Sonnenschirmes, den er nicht nötig hat. Er soll nachdenken, was erforderlich wäre, wenn dies oder jenes ihm fehlen sollte; er soll das Benehmen seines Helden prüfen, suchen, ob er nichts unterlassen hat, nichts hätte besser machen können; aufmerksam soll er seine Fehler beobachten und Nutzen daraus ziehen, um nicht selbst in ähnlichem Falle darein zu verfallen: denn es ist nicht daran zu zweifeln, daß er selbst den Plan zu einer ähnlichen Niederlassung entwerfen wird; das sind die wahrhaftigen spanischen Schlösser (Luftschlösser) dieses glücklichen Lebensalters, wo man kein anderes Glück kennt als die Notdurft des Lebens und die Freiheit.

Ein Einfall von unerschöpflicher Fruchtbarkeit für einen geschickten Mann, ausgesonnen, um Nutzen aus ihm zu ziehen! Das Kind bemüht sich, eine Vorratskammer für seine Insel anzulegen, und wird eifriger im Lernen sein als sein Lehrer im Unterrichten. Alles, was nützlich ist, wird es wissen wollen, aber außerdem nichts anderes: du brauchst es gar nicht mehr zu leiten, du brauchst es bloß zurückzuhalten. Im übrigen wollen wir es schleunig auf seiner Insel einrichten, solange es noch sein Glück in ihren Grenzen sucht; denn der Tag naht, wo es nicht allein leben will, wenn es überhaupt noch dort verbleiben mag, und wo „Freitag“, der ihm jetzt noch nicht sehr nahe geht, ihm nicht mehr lange genügen wird.

Rousseau empfiehlt sodann, den Zögling „von Werkstätte zu Werkstätte“ zu führen, um ihn mit den Arbeiten der Handwerker bekannt zu machen. Die Handwerke soll er aber anders schätzen lernen als es gewöhnlich geschieht, am höchsten die notwendigsten, deren Erzeugnisse auch der Arme braucht, am niedrigsten künstliche und künstlerische Arbeiten, die nur der Reiche bezahlen kann. Eisen soll Emil höher schätzen als Gold, Glas höher als Diamanten, demgemäß Maurer und Schuster höher als Juweliere, Bäcker höher als Gelehrte; selbst die Uhrmacher werde Emil nicht besonders achten, weil er den Wert der Zeit noch nicht kenne.

Emil soll aber auch selbst ein Handwerk erlernen, damit er imstande

sei in allen Wechselfällen, die ihn treffen können, sich selbst zu erhalten; Rousseau sagt darüber:

Sobald Emil weiß, was das Leben ist, wird es meine erste Sorge sein ihn zu lehren, wie er es erhalten soll. Bis jetzt habe ich Stand, Rang und Glücksgüter nicht beachtet und ich werde sie auch in der Folge nicht beachten, weil der Mensch in allen Lebenslagen der nämliche ist, weil der Reiche keinen größeren Magen hat als der Arme und nicht besser verdaut als er, weil der Herr keine längeren oder stärkeren Arme hat als sein Sklave, weil ein großer Herr nicht größer ist als ein Mann aus dem Volke, und endlich, weil die natürlichen Bedürfnisse überall dieselben sind und daher auch die Mittel, sie zu befriedigen, überall gleich sein müssen. Man passe die Erziehung des Menschen dem Menschen<sup>1)</sup> an und nicht dem, was nicht zu seinem Wesen gehört. Siehst du nicht, daß du mit deinem Bestreben, ihn ausschließlich für einen bestimmten Stand zu bilden, ihn für jeden andern unbrauchbar machst und daß du, wenn das Schicksal es so will, nur an seinem Unglück gearbeitet hast? Was ist lächerlicher als ein heruntergekommener Edelmann, der in sein Elend die Vorurteile seines Standes mitnimmt? Was gibt es verächtlicheres als einen verarmten Reichen, der in der Erinnerung an die Verachtung, die er der Armut zollte, sich für den niedrigsten aller Menschen ansieht? Der eine kennt als einziges Rettungsmittel das Handwerk eines offenbaren Schurken, der andere das eines kriechenden Lakaien, wobei sie sich mit der schönen Redensart entschuldigen: „Ich muß doch leben.“

Du verlässest dich auf den augenblicklichen Zustand der Gesellschaft und bedenkst nicht, daß dieser Zustand unvermeidlichen Umwälzungen ausgesetzt ist und daß du diejenige, welche deine Kinder treffen kann, unmöglich voraussehen oder verhüten kannst. Der Große kann klein, der Reiche arm, der Fürst Untertan werden; sind die Schläge des Schicksals so selten, daß du darauf zählen könntest, von ihnen verschont zu werden? Wir nähern uns einer entscheidungsvollen Zeit, dem Zeitalter

<sup>1)</sup> Der Natur des Menschen.

der Revolutionen.<sup>1)</sup> Wer steht dir dafür, was dann aus dir werden wird? Was die Menschen gemacht haben, das können sie auch zerstören. Nur die Natur schreibt in unauslöschlichen Zügen; aber sie macht weder Fürsten noch Reiche noch große Herren. Was soll denn jener Satrap, den ihr nur zur Größe erzogen habt, in der Niedrigkeit machen? Was soll jener Zöllner, der nur vom Golde zu leben weiß, in der Armut anfangen? Was soll denn, von allem entblößt, ein eingebildeter Schwachkopf machen, der mit sich selbst nichts anzufangen weiß und sein ganzes Wesen nur in Dinge setzt, die ihm fremd sind? Glücklich derjenige, der dann seinen Stand zu verlassen weiß, nachdem dieser ihn verlassen, und dem Schicksale zum Trotz Mensch bleiben kann! Mag man jenen besiegten König, der sich wütend unter den Trümmern seines Thrones begraben wollte, preisen, wie man will: ich verachte ihn; ich sehe, daß er sein Dasein nur auf seine Krone gegründet hatte und daß er nichts war, wenn er nicht König war; derjenige, der sie verliert und entbehren kann, steht höher als sie.<sup>2)</sup>

Von allen Beschäftigungen nun, welche dem Menschen den Lebensunterhalt liefern können, ist die Handarbeit diejenige, die ihn dem Naturzustande an nächsten bringt.<sup>3)</sup> von allen Lebenslagen ist die des Handwerkers dem Schicksale und den Menschen gegenüber die unabhängigste.<sup>4)</sup> Der Handwerker hängt nur von seiner Arbeit ab, er ist frei, in dem Maße frei, wie der Landmann unfrei ist; denn dieser ist von seinem Felde abhängig, dessen Ertragnis anderen preisgegeben ist. Der Feind, der Herr des Landes, ein mächtiger Nachbar, ein Prozeß

---

1) Diese Worte waren prophetisch; freilich haben gerade Rousseaus Schriften nicht wenig dazu beigetragen, daß sie in Erfüllung gingen.

2) Höher als die Krone, ist also mehr als ein anderer König.

3) Und doch treiben die Wilden gewöhnlich kein Handwerk, sondern nur Jagd, Fischfang u. dgl.; das Aufblühen des Handwerkes setzt schon eine höhere Stufe der Kultur voraus, wenn auch allerdings nicht die höchste.

4) Mit der Einschränkung freilich, wenn er Arbeit bezw. Käufer für seine Erzeugnisse findet, was ja keineswegs immer der Fall ist.

kann ihm sein Feld rauben;<sup>1)</sup> durch dieses Feld kann man ihn auf tausenderlei Arten bedrücken: überall aber, wo man den Handwerker bedrücken will, ist sein Bündel bald geschnürt; er nimmt seine Arme mit sich fort und geht. Dennoch ist der Ackerbau der erste Beruf des Menschen, der ehrbarste und nützlichste und folglich der edelste, den er ausüben kann. Ich sage Emil nicht: Erlerne den Ackerbau; denn er versteht ihn schon. Mit allen ländlichen Arbeiten ist er vertraut; er hat mit ihnen angefangen und kommt fortwährend wieder auf sie zurück. So sage ich ihm denn: Baue das Erbe deiner Väter! Aber wenn du dieses Erbe verlierst oder überhaupt keines hast, was dann? — Für diesen Fall lerne ein Handwerk!

Mein Sohn ein Handwerk! mein Sohn ein Handwerker! Wohin denken Sie? Ich denke weiter als Sie, gnädige Frau: Sie wollen ihn dahin bringen, daß er nie etwas anderes sein kann als Lord, Marquis, Fürst und eines Tages vielleicht weniger als nichts; ich will ihm einen Rang geben, den er nicht verlieren kann, einen Rang, der ihn zu allen Zeiten ehrt: ich will ihn zum Stande eines Menschen emporheben und er wird, was Sie auch sagen mögen, weniger seinesgleichen in dieser Eigenschaft haben als in jeder anderen, die Sie ihm geben.

Rousseau bespricht nun ausführlich die Vorteile, welche die Erlernung eines Handwerkes mit sich bringe, erörtert die Frage, welches Handwerk das beste für seinen Zögling sei, und entscheidet sich für die Tischlerei.

Sodann sucht er zu zeigen, wie man die Kinder anleiten könne, richtig zu urteilen, sie vor Irrtum bewahren könne. Er benützt hierzu unter anderem den bekannten Versuch mit einem Stabe, den man ins Wasser steckt und der nun gebrochen scheint. Er betont, daß das Kind, wenn es auf die Frage: „Was siehst du?“ antwortet: „Einen gebrochenen Stab“, noch nichts Unrichtiges gesagt hat; denn einen gebrochenen Stab sieht es wirklich. Es irrt erst, wenn es auf die Frage: „Ist der Stab wirklich gebrochen?“ mit „Ja“ antwortet.

Vor allem wird jedes nach der gewöhnlichen Art erzogene

<sup>1)</sup> Diese Worte enthalten ein Bild der Rechtsunsicherheit im damaligen Frankreich, sind daher für andere Verhältnisse keineswegs zutreffend.

Kind auf die zweite der beiden angenommenen Fragen nicht verfehlen, bejahend zu antworten. Gewiß, wird es sagen, es ist ein gebrochener Stab. Ich bezweifle sehr, daß Emil mir auch so antworten werde. Für ihn besteht keine Notwendigkeit, gelehrt zu sein oder zu scheinen;<sup>1)</sup> er urteilt also nie zu eilig: er urteilt nur über den Augenschein und ist weit entfernt, ihn bei dieser Gelegenheit als wirklich anzuerkennen;<sup>2)</sup> denn er weiß ja, wie sehr unsere Urteile über Erscheinungen an den Dingen der Täuschung ausgesetzt sind, und wäre es auch nur durch die Perspektive.

Da er zudem weiß, daß auch die nur ganz leicht hingeworfenen Fragen von mir immer irgendein Ziel haben, das er nicht sofort sieht, hat die Gewohnheit, ins Blaue hinein zu antworten, bei ihm nicht aufkommen können. Sie machen ihn im Gegenteile nachdenklich, er sinnt darüber nach und prüft sie sehr sorgsam, bevor er darauf antwortet. Er gibt mir nie eine Antwort, die ihn nicht selbst zufrieden stellte und er ist schwer zufrieden zu stellen. Endlich tun weder er noch ich, als müßten wir auf jeden Fall den wirklichen Sachverhalt herausbringen; nur wollen wir nicht blindlings in den Irrtum verfallen. Es wäre für uns beschämender, wollten wir uns mit einem Grunde abfinden, der nicht stichhaltig ist, als wenn wir überhaupt gar keinen fänden. „Ich weiß nicht“ — ist ein Wort, das uns beiden so bequem ist und das wir so oft wiederholen, daß es uns keinerlei Überwindung mehr kostet.<sup>3)</sup> Sollte ihm nun

---

<sup>1)</sup> Das Kind, das so voreilig ist, den Stab sogleich für gebrochen zu erklären, tut es wohl auch nicht „um gelehrt zu scheinen“; eher ist Emil ein Gelehrter, indem er mit philosophischer Genauigkeit zwischen den Dingen, wie sie sind und wie sie ihm erscheinen, unterscheidet, was einem harmlosen Kinde gewiß nicht einfällt.

<sup>2)</sup> D. h. er begnügt sich zu sagen: „Mir erscheint der Stab gebrochen“, statt: „Er ist gebrochen“, was zuviel gesagt wäre.

<sup>3)</sup> Daß man sich unter Umständen nicht schämen darf, seine Unwissenheit einzugestehen, weil man nur dann bessere Belehrung finden kann, ist richtig; Rousseau hat übrigens offenbar das Vorbild des Sokrates vor Augen, der ebenfalls erklärte, nichts zu wissen, um die

eine vorschnelle Antwort<sup>1)</sup> entschlüpfen oder er ihr mit unserem bequemen Wort: „Ich weiß nicht“ aus dem Wege gehen, ich erwidere ihm gleichermaßen: „Nun, wir wollen einmal genauer zusehen.“

Der Stock, der zur Hälfte im Wasser steht, ist in senkrechter Stellung befestigt. Wie viele Dinge können wir tun, bevor wir ihn aus dem Wasser ziehen oder mit der Hand berühren, wenn wir wissen wollen, ob er gebrochen ist, wie er zu sein scheint!

1. Zunächst gehen wir rings um den Stock herum und bemerken, daß der gebrochene Teil sich mit uns herumdreht. Er wird also bloß durch unser Auge verändert; Blicke aber bringen die Körper nicht aus ihrer Lage.

2. Wir sehen von oben senkrecht auf das Stockende,<sup>2)</sup> das außerhalb des Wassers ist; dann ist der Stock nicht mehr gekrümmt: das unserem Auge zunächst befindliche Stockende verdeckt das andere Ende. Hat unser Auge den Stock wieder gerade gemacht?

3. Wir setzen die Oberfläche des Wassers in Bewegung: der Stock biegt sich mehrfach, bewegt sich im Zickzack und folgt der Wellenbewegung des Wassers. Genügt die Bewegung, die wir dem Wasser mitteilen, um den Stock auf solche Weise zu zerbrechen, ihn weich und flüssig zu machen?

4. Wir lassen das Wasser abfließen und sehen nun den Stock allmählich wieder gerade werden, indem das Wasser fällt. Ist das nicht mehr als genug, um die Tatsache aufzuhellen und auf die Strahlenbrechung zu kommen? Es ist also nicht wahr, daß das Gesicht uns täuscht, da wir sonst nichts nötig haben, um die Irrtümer zu berichtigen, die wir ihm zuschreiben.

Nehmen wir an, das Kind sei nicht geweckt genug, das Ergebnis dieser Versuche zu fassen;<sup>3)</sup> dann müssen wir den

Wahrheit, welche die andern voreilig bereits zu besitzen glaubten, erst zu suchen.

1) Nämlich, daß der Stab gebrochen sei.

2) Genau in der Richtung des Stockes.

3) In der Tat sind die vorausgehenden Versuche zwar geistreich,

Tastsinn zur Unterstützung des Gesichts herbeirufen. Auch jetzt ziehe man den Stock nicht aus dem Wasser, sondern lasse ihn in seiner Lage, und das Kind soll mit der Hand von einem Ende zum andern herabgleiten; es wird keine Ecke wahrnehmen: der Stock ist also nicht gebrochen.

Du sagst, es liegen dabei nicht bloß Urteile, sondern förmliche Schlüsse vor. Allerdings; aber siehst du nicht, daß, sobald der Geist bis zu Begriffen vorgeschritten ist, jedes Urteil ein Schluß ist? Das Innwerden jeder Empfindung ist ein Satz, ein Urteil. Sobald man nun eine Wahrnehmung mit einer andern vergleicht, schließt man. Die Kunst zu urteilen und die Kunst zu schließen sind genau das nämliche.<sup>1)</sup>

Der Schluß des dritten Buches enthält eine ähnliche Schilderung des nun fast zum Manne herangewachsenen Zöglings wie der Schluß des zweiten Buches eine Schilderung des 10—12jährigen.

#### Viertes Buch.

Das vierte Buch beginnt mit Betrachtungen über die Entstehung der Leidenschaften und des Gefühlslebens überhaupt. Nach Rousseau sind Kinder und Knaben streng genommen noch keines Gefühls fähig, sondern erst der Jüngling; er sagt:

aber bei weitem nicht so verständlich wie das einfache Herausziehen des Stockes; es zeigt sich auch hier, wie Rousseau bei aller vorgeblichen Naturgemäßheit doch häufig gerade das Künstliche gegenüber dem Natürlichen bevorzugt.

<sup>1)</sup> Diese Bemerkung klingt seltsam, ist aber im wesentlichen richtig. In der Logik wird zuerst der Begriff, dann das Urteil und zuletzt der Schluß besprochen, was den Schein erwecken könnte, als beschäftigte sich das Denken zuerst nur mit Begriffen, später auch mit Urteilen, zuletzt erst mit Schlüssen. In Wirklichkeit gehen aber Begriffsbildung, Urteilen und Schließen Hand in Hand. Im obigen Beispiele ist der Begriff, der gewonnen wird, der der Strahlenbrechung; um zu ihm zu gelangen, muß das Urteil gefällt werden: „Der Stab ist nicht gebrochen, sondern scheint nur so,“ und zu diesem Urteile kommt man in der Tat erst durch Schlüsse, so daß also hier der Schluß am Anfange, der Begriff am Ende steht.

Wenn man diesen Augenblick bei eueren (den auf gewöhnliche Art erzogenen) Kindern nicht leicht bemerkt, woran liegt die Schuld? Ihr lehret sie frühzeitig mit dem Gefühle spielen, ihr lehret sie dessen Sprache so früh, daß sie gar keinen anderen Ton kennen und, eure Lehre gegen euch selbst kehrend, euch keine Möglichkeit lassen es zu erkennen, wenn sie einmal nicht mehr lügen (nicht mehr bloß Gefühle heucheln), sondern wirklich fühlen, was sie sagen. Sehet dagegen meinen Emil; in dem Alter, zu dem ich ihn jetzt herangezogen habe, hat er noch nicht gefühlt<sup>1)</sup> und noch nicht geheuchelt. Bevor er weiß, was Liebe ist,<sup>2)</sup> hat er zu niemandem gesagt: ich liebe dich; man hat ihm noch nicht vorgeschrieben, wie er sich in der Krankenstube seines Vaters, seiner Mutter oder seines Erziehers benehmen soll;<sup>3)</sup> man hat ihm die Kunst, Betrübnis zu heucheln, die er nicht fühlt, noch nicht gezeigt. Er hat noch bei keines Menschen Tode Tränen erlogen; denn er weiß noch nicht, was sterben ist.<sup>4)</sup> Die nämliche Gefühllosigkeit, die er im Herzen hat,<sup>5)</sup> zeigt sich auch in seinem äußeren Benehmen.

1) Also auch keine Liebe zu Vater und Mutter, von Geschwistern und anderen Verwandten nicht zu reden! Emil freilich erscheint vater- und mutterlos; aber eben darum kann die Art, wie er erzogen wird, kein Vorbild für andere Kinder sein.

2) Nämlich Liebe des Mannes zum Weibe, die einzige, die Rousseau gelten läßt.

3) Wie traurig, wenn man derlei Kindern vorschreiben müßte! Fast jedes Kind, das selbst schon krank gewesen ist, bemitleidet auch die kranke Mutter. Es ist wahr, daß das Mitleid der Kinder wie alle ihre Gefühle nicht sehr tief ist und nicht lange dauert; aber vorhanden ist es doch, und es ist keineswegs Heuchelei, wenn das Kind z. B. bedauernd sagt: „Arme Mutter!“

4) Den Tod begreifen die Kinder später als körperliche Leiden; es ist möglich, daß sie neben einer Leiche fröhlich spielen. Aber wenn sie weinen, weil z. B. die Mutter tot ist (wie sie freilich vielleicht auch geweint hätten, wenn sie nur verreist wäre), so sind das denn doch keine geheuchelten Tränen.

5) Und die er bei einer solchen Erziehung wahrscheinlich immer im Herzen behalten wird.

Gleichgültig gegen alles außer gegen sich selbst wie alle anderen Kinder, nimmt er an niemandem Anteil; bei ihm ist nur der Unterschied, daß er auch nicht für gefühlvoll gelten will und nicht falsch ist wie jene.

Da Rousseau erst beim Jünglinge das Vorhandensein von Gefühlen annimmt, so traut er auch erst diesem ein Verständnis der Geschichte zu. Über das Studium dieses Gegenstandes sagt er unter anderem:

Leider hat dieses Studium in mehr als einer Hinsicht seine Gefahren und Unzuträglichkeiten. Es ist schwer, sich auf einen Standpunkt zu stellen, von dem aus man seine Mitmenschen mit Billigkeit beurteilen kann. Einer der größten Fehler der Geschichte ist, daß sie die Menschen mehr von ihren schlechten Seiten als von ihren guten darstellt; da sie uns nur durch die Umwälzungen und Katastrophen interessiert, sagt sie nichts von einem Volke, das heranwächst und unter einer ruhigen und friedlichen Regierung gedeiht; erst dann spricht sie von ihm, wenn es nicht mehr imstande, sich selbst zu genügen, sich in die Angelegenheiten seiner Nachbarn einmischt oder diese an den seinigen teilnehmen läßt. Sie verherrlicht es erst, wenn es schon im Niedergange begriffen ist; unsere Geschichte beginnt da, wo sie aufhören sollte. Die Geschichte der Völker, die sich zugrunde richten, kennen wir sehr genau; was uns fehlt, ist die Geschichte der Völker, die fortschreiten. Aber diese sind viel zu glücklich und verständig, so daß die Geschichte nichts von ihnen zu sagen weiß, und wir sehen in der Tat auch heutzutage, daß man von denjenigen Regierungen am wenigsten spricht, die am weisesten geleitet werden. Wir erfahren also nur das Schlimme; das Gute scheint kaum der Rede wert. Es gibt keine Berühmtheiten als Bösewichte, die Guten werden vergessen oder lächerlich gemacht und so verleumdet die Geschichte fortwährend das menschliche Geschlecht wie die Philosophie es tut.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Hier sind die „Philosophen“ gemeint, die, wie Rousseau an einer früheren Stelle ausgeführt hat, den Menschen als von Haus aus zum Bösen geneigt hinstellen, während ihn Rousseau als ursprünglich gut betrachtet. Daß obige Ausführungen über die Geschichte stark übertrieben sind, liegt übrigens auf der Hand.

Rousseau bespricht sodann die Geschichtschreiber des Altertums bezüglich ihrer Eignung als Jugendlektüre; am höchsten stellt er Thukydides; Polybius, Sallust, Livius bezeichnet er als ungeeignet, Herodot als nur teilweise brauchbar.

Nützlicher als die Lektüre von Geschichtswerken erscheint ihm die von Lebensbeschreibungen; er sagt:

Will man das Studium des menschlichen Herzens beginnen, so lese man lieber Darstellungen des Privatlebens; mag sich da der Mensch auch verstecken wollen, der Geschichtschreiber verfolgt ihn überallhin; er läßt ihn keinen Augenblick in Ruhe, er gönnt ihm keinen Schlupfwinkel, wo er dem spähenden Auge des Zuschauers entgehen könnte; ja gerade, wo er sich am besten versteckt glaubt, zieht ihn der andere am sichersten ans Licht. „Diejenigen,“ sagt Montaigne, „welche Lebensbeschreibungen verfassen, sind für mich am geeignetsten, und zwar darum, weil sie sich mehr mit den Ansichten als mit den Ereignissen, mehr mit dem, was von innen kommt, als dem, was draußen vorgeht, beschäftigen; deshalb ist auch in jeder Hinsicht Plutarch mein Mann.“<sup>1)</sup>

Plutarch's Vorzug liegt gerade in solchen Einzelheiten, auf welche wir nicht mehr einzugehen wagen. Er besitzt eine un-nachahmliche Anmut, wenn er große Menschen in kleinen Dingen malt, und in der Wahl der einzelnen Züge ist er so glücklich, daß oft ein Wort, ein Lächeln, eine Gebärde ihm genügt, seinen Helden zu charakterisieren. Mit einem Scherz beruhigt Hannibal sein erschrecktes Heer und führt es

---

1) Der biographische Geschichtsunterricht wird noch jetzt viel empfohlen, und es ist kein Zweifel, daß das Interesse der Schüler durch Biographien sehr angeregt werden kann; anderseits ist aber doch zu bedenken, daß in Biographien gern das Anekdotenhafte überwuchert. Die Franzosen haben sehr viele und anziehend geschriebene Memoiren (Lebensgeschichten), an die auch Rousseau hier gedacht haben mag; aber gerade sie enthalten auch sehr viel unverbürgten Klatsch. Auch mit der Glaubwürdigkeit der Anekdoten Plutarch's ist es nicht immer zum besten bestellt.

lachend in die Schlacht, die ihm Italien in die Hände lieferte;<sup>1)</sup> wenn *Agesilaus* (mit seinen Kindern) auf dem Steckenpferde reitet, so lernt man den Besieger des Großkönigs (nicht nur bewundern, sondern auch) lieben; wenn *Cäsar* ein kleines Dorf durchzieht und mit seinen Freunden plaudert, wird der Schelm entlarvt,<sup>2)</sup> der angeblich nur dem *Pompejus* gleich sein wollte; *Alexander* nimmt eine Arznei und sagt kein Wort dazu; das ist der schönste Augenblick seines Lebens; *Aristides* schreibt seinen eigenen Namen auf ein Scherbchen und rechtfertigt so seinen Beinamen;<sup>3)</sup> *Philopömen*<sup>4)</sup> legt seinen Mantel ab und spaltet in der Küche seines Gastfreundes Holz: das ist die wahre Kunst zu malen. Der Gesichtsausdruck liegt nicht in großen Zügen, auch der Charakter nicht in großen Handlungen; in Kleinigkeiten enthüllt sich das Wesen. Was öffentlich vorgeht, ist entweder zu alltäglich oder erkünstelt, und doch erlaubt die Würde unserer Tage den Schriftstellern fast nur bei derartigen Dingen sich aufzuhalten.<sup>5)</sup>

1) Einem gewissen *Giskon* kam die Zahl der Römer bedenklich groß vor. *Hannibal* entgegnete: „Eines, was noch merkwürdiger ist, hast du doch nicht bemerkt.“ „Was denn?“ fragte jener. „Daß unter all diesen kein einziger *Giskon* heißt.“ — So erzählt *Plutarch* im Leben des *Fabius Maximus* c. 15 und fügt bei, daß sich in *Hannibals* Nähe allgemeines Gelächter erhob und die Soldaten mit größter Zuversicht in den Kampf zogen. Es war die Schlacht bei *Cannä*.

2) Durch den Ausspruch, er wolle lieber in diesem Dorfe der Erste als in Rom der Zweite sein.

3) Den Beinamen „der Gerechte“. Ein Bürger, der nicht schreiben konnte, soll beim Scherbengericht den *Aristides*, den er nicht kannte, gebeten haben, den Namen „*Aristides*“ auf eine Scherbe zu schreiben und *Aristides* tat es auch.

4) Griechischer Feldherr aus der Zeit, als die Römer den Griechen nach der Schlacht bei *Kynoskephalä* die Freiheit wiedergeschenkt hatten; er kämpfte namentlich siegreich gegen die Spartaner, die dem Bunde der übrigen Griechen, dem sog. Achäischen Bunde, sich nicht anschließen wollten.

5) Die Geschichtschreibung war zu *Rousseaus* Zeit im allgemeinen pedantisch schwerfällig und legte übermäßiges Gewicht auf

Rousseau führt dann eine ähnliche für Emil lehrreiche Anekdote von Turenne an. Wie Emil die Geschichte auffassen soll, zeigt auch folgendes:

Wenn Cineas, nachdem er die überschwenglichen Pläne des Pyrrhus überdacht hat, ihn fragt, welches wirkliche Gut die Eroberung der Welt ihm bringen werde, dessen er nicht auch jetzt schon ohne so viele Qualen würde genießen können, so sehen wir darin nur ein flüchtiges Witzwort; aber Emil wird darin einen sehr weisen Gedanken finden, auf den er selbst wohl geraten wäre und der sich ihm unauslöschlich einprägen wird, weil er in seinem Geiste auf kein entgegenstehendes Vorurteil stößt, das den Eindruck desselben schwächen könnte. Wenn er hierauf im Leben dieses Wahnwitzigen (des Pyrrhus) finden wird, daß all seine großen Pläne damit endigten, daß er durch die Hand eines Weibes getötet wurde, wird er dann diesen vermeintlichen Heldensinn bewundern und nicht vielmehr in allen Taten dieses großen Heerführers, in allen Ränken dieses großen Staatsmannes nur den Weg zu jenem unglückseligen Ziegelstein sehen, der durch einen entehrenden Tod seinem Leben und seinen Plänen ein Ziel setzen sollte? <sup>1)</sup>

Eitelkeit, Ruhmsucht sind überhaupt nach Rousseau so große Übel, daß er bei Emil die äußersten Mittel anwenden will, um sie zu bekämpfen; er will ihn nötigenfalls Schmeichlern und Betrügern preisgeben, damit sie ihn überlisten und ausplündern und der Jüngling so durch eigenen Schaden klug wird. Die Folgen will Rousseau mit ihm tragen, sogar ohne ihm Vorwürfe zu machen; er hofft, das werde noch stärker wirken. Nun hält Rousseau auch die Zeit für gekommen, wo Emil aus der Bekanntschaft mit Fabeln Nutzen ziehen kann. Doch dürfe man der Fabel auch jetzt nicht die übliche Lehre folgen lassen; diese müsse sich aus der Fabel von selbst ergeben.

Äußerlichkeiten; in Deutschland schrieb die ersten, auch für ein größeres Publikum lesbaren Geschichtswerke Schiller (Geschichte des Abfalls der Niederlande, Geschichte des Dreißigjährigen Krieges.)

<sup>1)</sup> Diese Beurteilung des Pyrrhus, der bei all seiner Begabung doch nur ein Abenteurer und Glücksritter war, ist nicht unrichtig, beweist aber nichts gegen die Würdigung von Kriegstaten, die nicht bloß der Befriedigung persönlicher Ruhmgier, sondern edleren Zwecken dienen, wie z. B. die Heldentaten Zrinys, Hofers u. a.

Übungen in der Redekunst hält Rousseau für überflüssig; er sagt hierüber:

Ich kann es nicht oft genug wiederholen: man gebe jungen Leuten alle Unterweisungen lieber in Handlungen als in Reden; nichts sollen sie aus den Büchern lernen, was die Erfahrung sie lehren kann. Welch kopfloses Vorhaben, sie im Reden zu üben, ohne einen Gegenstand zu haben, über den sie reden sollen, und zu glauben, man könne auf Schulbänken die mächtige Sprache der Leidenschaft und die ganze Kraft der Überredungskunst fühlen lassen, ohne daß man das Bedürfnis hat, irgend jemanden zu überreden! Alle Vorschriften der Rhetorik (Redekunst) sind müßiges Geschwätz für den, der ihre Anwendbarkeit auf seinen eigenen Vorteil nicht einsieht. Was liegt einem Schulknaben daran, zu wissen, wie es Hannibal anfang, um seine Soldaten zum Übergange über die Alpen zu bestimmen? Sagtest du ihm statt dieser hochtönenden Reden, wie er es anfangen muß, um seinen Schulvorstand zur Bewilligung eines Ferientages zu bewegen, sei versichert, er wäre auf deine Regeln viel aufmerksamer.

An dieser Stelle erinnert sich Rousseau wieder, wie weit seine Ratschläge sich von dem Herkömmlichen entfernen. „Seit langem sehen mich meine Leser,“ sagt er, „im Lande der Träume; ich aber sehe sie ebensolange im Lande der Vorurteile.“

Zu Beginn dieses Werkes setzte ich nichts voraus, was nicht jedermann ebensogut wie ich sagen konnte, weil es einen Punkt gibt, nämlich die Geburt des Menschen, von dem wir alle gleichermaßen ausgehen: je mehr wir aber vorwärtschreiten, ich, um die Natur zu fördern, ihr, um sie zu verderben, um so mehr entfernen wir uns voneinander. Im sechsten Jahre unterschied sich mein Zögling wenig von den eurigen, die zu entstellen ihr noch keine Zeit gehabt hatten; jetzt haben sie fast gar keine Ähnlichkeit mehr miteinander; das Mannesalter aber, dem er sich nähert, muß ihn in einer durchaus anderen Verfassung zeigen, wenn ich nicht alle meine Mühe verloren habe. Die Menge des Erworbenen ist vielleicht auf beiden Seiten gleich; aber das Erworbene selbst gleicht sich

durchaus nicht. Du wunderst dich, bei dem einen (bei Emil) erhabene Gefühle zu finden, von denen die anderen nicht die geringste Spur haben; erwäge aber auch, daß diese schon alle Philosophen und Theologen sind,<sup>1)</sup> bevor Emil nur weiß, was Philosophie ist, und bevor er überhaupt von Gott hat reden hören.

Wenn man mir also sagte: Nichts von dem, was du da annimmst, findet sich in Wirklichkeit; die jungen Leute sind nicht so beschaffen, sie haben diese oder jene Leidenschaft, sie tun dieses oder jenes: so ist das gerade, wie wenn jemand leugnete, daß je ein Birnbaum ein großer Baum gewesen sei, weil man in unseren Gärten nur Zwerge von Birnbäumen sieht.

Rousseau erörtert nun auch die Entstehung religiöser Vorstellungen; er sagt darüber:

Ich sehe voraus, wie viele meiner Leser daran Anstoß nehmen werden, daß ich meinen Zögling dieses ganze erste Alter durchleben lasse, ohne ihm etwas von Religion zu sagen. In seinem fünfzehnten Jahre wußte er noch nicht, daß er eine Seele hat, vielleicht ist auch in seinem achtzehnten noch nicht die rechte Zeit dazu; denn wenn er es früher lernt als nötig ist, so läuft er Gefahr, es nie zu wissen.<sup>2)</sup>

Rousseau bespricht sodann die Frage, in welcher Religion Emil unterrichtet werden soll. Die nächstliegende Antwort: „in der Religion seiner Eltern“ läßt er nicht gelten; Emil soll vielmehr seine Religion selbst wählen. Rousseau deutet jedoch an, daß Emil voraussichtlich zu denselben religiösen Anschauungen kommen wird, welche sein Erzieher hat; sie sind in dem nun folgenden „Glaubensbekenntnis des savoyischen Landpfarrers“ niedergelegt. In diesem sucht er vor allem das Dasein Gottes zu beweisen, und zwar so, daß er (ähnlich wie der Philosoph Descartes), von der Erkenntnis unser selbst ausgeht. Wir wissen von uns selbst unwiderleglich, daß wir denkende und tätige Wesen sind; es sei daher undenkbar, daß außer uns nur untätiger, toter Stoff vorhanden sein sollte; namentlich sei undenkbar, daß die seelenlose Materie lebende und empfindende Wesen hervorgebracht haben sollte.

<sup>1)</sup> Die frühe Bekanntschaft mit Philosophie und Theologie stumpft sie ab; sie sind gegen das gleichgültig, was Emils Gefühle noch mächtig erregt.

<sup>2)</sup> Nie davon überzeugt zu sein.

Wie das Dasein Gottes, so verteidigt Rousseau auch die Stimme des Gewissens, die uns sagt, was gut und böse ist, gegen die Religionspötker seiner Zeit. Diese Stimme, die bewirkt, daß der Gute sein Vermögen, ja selbst sein Leben opfert, um der Gesamtheit zu nützen, erscheint ihm als ein „göttlicher Trieb, eine unsterbliche, himmlische Stimme, als der sichere Führer eines unwissenden und beschränkten, dabei aber denkenden und freien Wesens“, als das, was uns am meisten Gott ähnlich macht.

Aus dem Folgenden verdienen folgende Worte hervorgehoben zu werden:

Ich gestehe dir auch, daß die Erhabenheit der heiligen Schriften mich in Erstaunen setzt; die Heiligkeit des Evangeliums spricht zu meinem Herzen. Siehe die Bücher der Philosophen mit all ihrem Gepränge; wie klein sind sie neben diesem! Kann ein zugleich so erhabenes und so einfaches Buch das Werk der Menschen sein? Kann der, dessen Geschichte es erzählt, ein bloßer Mensch sein? Ist das der Ton eines Schwärmers oder eines engherzigen Sektenführers? Welche Sanftmut, welche Reinheit in seinen Sitten! welche rührende Anmut in seinen Lehren! welche Erhabenheit in seinen Grundsätzen! welche tiefe Weisheit in seinen Reden! welche Geistesgegenwart, welche Feinheit und Richtigkeit in seinen Antworten! welche Herrschaft über seine Leidenschaften!

Im folgenden handelt Rousseau von der Entstehung der Geschlechtsliebe; er wünscht, daß Emil möglichst spät von ihr ergriffen werde und stellt dar, wie er es anfangen will, um dies zu erreichen. Dies bildet den Übergang zu dem letzten Buche, das die Erziehung von Emils künftiger Gattin, Sophie, schildert.

### Fünftes Buch.

Aus diesem Buche genügt es, einige besonders wichtige oder doch für Rousseaus Denkweise bezeichnende Stellen anzuführen. Von der Kleidung der Frauen sagt er unter Hinweis auf das Vorbild der Griechen:

Man weiß, daß die Bequemlichkeit der Kleidung, welche den Körper nirgends beengte, viel dazu beitrug, ihm bei beiden Geschlechtern jene schönen Verhältnisse zu bewahren, die man an ihren Statuen bemerkt und die heute noch der Kunst zum

Vorbilde dienen, seit die entstellte Natur ihr unter uns keine mehr darbietet. Von allen jenen mittelalterlichen<sup>1)</sup> Fesseln, von jener Menge von Bändern, die unsere Glieder nach allen Richtungen einschnüren, hatten sie kein einziges. Ihre Frauen kannten den Gebrauch jener Schnürleiber nicht, womit die unsrigen den Wuchs eher verunstalten als hervorheben. Ich kann nicht annehmen, daß dieser Mißbrauch, der in England zu einer kaum denkbaren Höhe gestiegen ist, nicht am Ende das ganze Geschlecht zerrütten sollte; ich behaupte auch, daß die Anmut, die man damit bezwecken will, einen schlechten Geschmack verrät. Eine nach Art der Wespen in zwei Teile geteilte weibliche Gestalt ist gar kein angenehmer Anblick; das beleidigt das Auge und ruft peinliche Vorstellungen hervor. Die Zierlichkeit des Wuchses hat wie alles übrige ihre Verhältnisse und ihr Maß, über welche hinaus sie ganz sicher zum Fehler wird; dieser Fehler wäre am nackten Leib auch für das Auge auffallend: warum sollte er unter der Kleidung eine Schönheit sein?

Zu den notwendigsten Eigenschaften eines Weibes rechnet Rousseau dessen religiöse Gesinnung. Obwohl er selbst viele Wahrheiten des christlichen Glaubens leugnete, wendete er sich doch gegen jene, die aller Religion den Krieg erklären wollten; er sagt:

Was mich aber und alle meine Mitmenschen kümmert, das ist, das jeder wisse, daß es einen Lenker der menschlichen Geschicke gibt, dessen Kinder wir alle sind, der uns allen gebietet, gerecht, liebevoll, wohlthätig und barmherzig zu sein, unsere Verpflichtungen gegen jedermann, selbst gegen seine und unsere Feinde zu erfüllen; daß das scheinbare Glück dieses Lebens nichtig ist; daß es nach ihm ein anderes gibt, in welchem das höchste Wesen die Guten belohnen, die Bösen bestrafen wird. Diese und ähnliche Glaubenssätze der Jugend einzuprägen und alle Bürger davon zu überzeugen, das ist eine Sache von Wichtigkeit. Wer sie bekämpft, verdient unbedingt

---

<sup>1)</sup> An diesen Fesseln war in Wirklichkeit das „Mittelalter“ ganz unschuldig; Rousseau bezeichnet eben alles Unschöne und Unzweckmäßige als mittelalterlich.

Strafe; denn er verwirrt die Ordnung und ist ein Feind der Gesellschaft. Wer sie fallen läßt, um uns seiner Sondermeinung zu unterwerfen, kommt auf dem entgegengesetzten Wege auf den nämlichen Punkt. Um eine Ordnung nach seinem Sinne aufzurichten, stört er den Frieden; in seinem vermessenen Dünkel macht er sich zum Dolmetscher der Gottheit, in ihrem Namen verlangt er Huldigungen und Ehrerbietung der Menschen; er macht sich, soweit er es vermag, selbst zum Gott, so daß man ihn als Gottesräuber bestrafen müßte, wenn man ihn nicht seiner Unduldsamkeit wegen strafte.

Auch die Häuslichkeit sollen die Mädchen lieb gewinnen; Rousseau sagt darüber:

Um das ruhige, häusliche Leben liebzugewinnen, muß man es kennen; man muß von Kindheit an seinen Reiz empfunden haben. Nur im väterlichen Hause lernt man einen eigenen Herd schätzen, und eine Frau, die nicht von ihrer eigenen Mutter erzogen worden ist, wird keine Freude an der Erziehung ihrer Kinder haben. Leider gibt es in den großen Städten keine Familienerziehung mehr. Die Gesellschaft ist dort so ausgedehnt und gemischt, daß es für ein zurückgezogenes Leben keine Zufluchtsstätte mehr gibt und man in seinen eigenen Mauern wie auf der Straße lebt. Man verkehrt derart mit jedermann, daß man keine Familie mehr hat und seine Angehörigen kaum mehr kennt; man besucht sie wie Fremde und die Einfachheit der häuslichen Sitten verschwindet samt der süßen Vertraulichkeit, die den Reiz derselben ausmachte. So saugt man schon mit der Muttermilch die Neigung für die Vergnügungen der Welt und für die Grundsätze ein, die man darin herrschen sieht.

Über weibliche Handarbeiten u. dgl. sagt Rousseau:

Was Sophie am besten versteht und man sie am sorgfältigsten hat lernen lassen, sind die weiblichen Handarbeiten, selbst diejenigen, an welche man kaum denkt, wie das Zuschneiden und Nähen der Kleider. Es gibt keine Nadelarbeit, die sie nicht verstünde und mit Vergnügen übte; jeder anderen aber zieht sie das Spitzenklöppeln vor, weil es keine gibt, die

eine anziehendere Haltung verleihe und bei der die Finger sich anmutiger und leichter bewegten. Auch mit allen Einzelheiten der Haushaltung hat sie sich befaßt. Sie versteht sich auf Küche und Vorratskammer; sie weiß, was die Sachen kosten, und kennt ihre Eigenschaften; sie kann vortrefflich die Rechnung führen und dient ihrer Mutter als Haushälterin. Da sie dazu bestimmt ist, eines Tages selbst Hausmutter zu sein, so lernt sie im väterlichen Hause ihr eigenes führen;<sup>1)</sup> sie kann alle Verrichtungen der Dienstboten versehen und tut es immer sehr gerne. Was man nicht selbst auszuführen versteht, kann man auch nicht richtig anordnen: aus diesem Grunde hält ihre Mutter sie zu solchen Beschäftigungen an; Sophie selbst denkt nicht so weit. Ihre erste Pflicht ist die Kindespflicht; dies ist vorläufig auch die einzige, die sie zu erfüllen trachtet. Ihr alleiniges Ziel ist, ihrer Mutter zu dienen und sie in einem Teile ihrer Obliegenheiten zu unterstützen. Dennoch muß man zugeben, daß sie nicht alle mit gleichem Vergnügen erfüllt. So hält sie zwar auf feine Bissen, liebt aber die Küche doch nicht; es widert sie an, sich genauer mit derselben zu befassen; sie findet nicht genug Reinlichkeit darin. In dieser Beziehung ist sie außerordentlich empfindlich; ja diese zum Übermaß gesteigerte Empfindlichkeit ist bei ihr zur Untugend geworden: sie ließe lieber das ganze Essen ins Feuer fallen, als daß sie ihre Handkrause beschmutzte. Aus dem nämlichen Grunde hat sie sich auch nie mit der Überwachung des Gartens beschäftigen wollen. Die Erde erscheint ihr unreinlich; wenn sie Dünger sieht, glaubt sie schon seinen Geruch zu spüren.

Diesen Fehler verdankt sie dem Unterrichte ihrer Mutter. Hiernach ist unter den weiblichen Pflichten die Reinlichkeit eine der ersten; sie ist eine dem Geschlechte eigene, unerläßliche, durch die Natur auferlegte Pflicht; es gibt auf der Welt nichts Abstoßenderes als ein unreinliches Weib und wenn der Mann vor ihm Ekel empfindet, hat er recht. Diese Pflicht hat sie ihrer Tochter von ihrer Kindheit an so oft gepredigt, sie hat so viel Reinlichkeit an ihrer Person, ihrer

<sup>1)</sup> Sie lernt, wie sie einst ihr eigenes Haus zu führen haben wird.

Wäsche, für ihr Zimmer, ihre Arbeit und ihren Anzug gefordert, daß die Aufmerksamkeit nach all diesen Richtungen ihr zur Gewohnheit geworden ist, einen ziemlich großen Teil ihrer Zeit in Anspruch nimmt und auch im übrigen immer sich geltend macht, so daß die richtige Besorgung ihrer Geschäfte erst in zweiter Reihe kommt, die reinliche immer in erster.

Rousseau erzählt nun, wie Emil und Sophie sich kennen und lieben lernen. Ehe sie heiraten, muß jedoch Emil, um die Festigkeit seiner Liebe zu prüfen, Reisen machen. Diese Reisen haben auch den Zweck, ihn mit verschiedenen Staatseinrichtungen bekannt zu machen. Wie vorher zwischen den Religionen, so soll nun Emil auch zwischen den Staaten wählen, um den zu finden, in dem er am liebsten wohnen möchte. Religionslos und vaterlandslos, wie er aufgezogen worden ist, muß Emil sich erst als Jüngling eine Religion und ein Vaterland suchen.

Über das Reisen selbst sagt Rousseau:

Ich habe gesagt, was die Reisen für jedermann nutzlos macht. Noch nutzloser aber macht sie für die jungen Leute die Art, in der man sie reisen läßt. Die Erzieher, die es mehr auf ihre eigene Unterhaltung als auf die Belehrung der Zöglinge abgesehen haben, führen sie von Stadt zu Stadt, von Palast zu Palast, von Gesellschaft zu Gesellschaft; oder, wenn sie Gelehrte und Schriftsteller sind, lassen sie jene ihre Zeit damit zubringen, daß sie die Bibliotheken ablaufen, Antiquare besuchen, alte Denkmäler durchstöbern und alte Inschriften abschreiben. In jedem Lande beschäftigen sie sich mit einem anderen Jahrhundert, gerade als ob sie es mit einem anderen Lande zu tun hätten; sie kommen daher, nachdem sie mit großen Kosten Europa durchlaufen und sich immer mit Nichtigkeiten abgegeben oder gelangweilt haben, wieder nach Hause, ohne etwas gesehen zu haben, was sie interessieren, und ohne etwas gelernt zu haben, was ihnen nützlich sein kann.

Alle Hauptstädte gleichen einander, alle Völker vermengen sich in ihnen, alle Sitten vermischen sich; in ihnen darf man die Nationen nicht studieren. Paris und London sind in meinen Augen nur dieselbe Stadt. Ihre Einwohner haben einige verschiedene Vorurteile, aber sie haben beide doch ebensoviele, und alle ihre praktischen Grundsätze sind die nämlichen. Man

weiß, welche Sorte von Menschen sich an den Höfen zusammenfindet. Man weiß, welche Sitten die Aufeinanderhäufung des Volkes und die Ungleichheit der Lebenslagen überall hervorbringen muß. Sobald ich von einer Stadt von zweimalhunderttausend Seelen höre, so weiß ich zum voraus, wie man darin lebt. Was ich weiterhin über die Orte erfahren könnte, lohnt nicht die Mühe, es dort zu lernen.

Rousseau empfiehlt daher, den Zögling lieber mit den Sitten des Landvolkes bekannt zu machen, namentlich aber mit ihm die Staatseinrichtungen zu studieren; die Reisen sollen ihn praktisch in die Staatswissenschaft einführen. Hierbei ergibt sich, daß die vaterlandslose Gesinnung Rousseaus zum Teile von den kläglichen staatlichen Zuständen des damaligen Frankreich veranlaßt war; denn er sagt:

Wenn ich zu dir von Bürgerpflichten redete, würdest du mich vielleicht fragen, wo das Vaterland ist, und du würdest glauben, mich widerlegt zu haben. Es wäre dennoch ein Irrtum von dir, lieber Emil; denn wer kein Vaterland hat, hat wenigstens eine Heimat. Es ist doch immer eine Regierung und ein Schein von Gesetzen da, unter denen er ruhig gelebt hat.

Sage also nicht: Was liegt mir daran, wo ich bin? Es ist von Wert für dich, da zu sein, wo du alle deine Pflichten erfüllen kannst; und eine deiner Pflichten ist die Anhänglichkeit an den Ort deiner Geburt. Deine Landesgenossen beschützten dich, als du ein Kind warst; du mußt sie lieben, nun du Mann bist. Du mußt in ihrer Mitte leben oder wenigstens da, wo du ihnen nützlich sein kannst, soviel dir möglich ist, und wo sie dich holen können, wenn sie dich je brauchen.

Nachdem Rousseau so der Vaterlandsliebe doch einigermaßen zu ihrem Rechte verholfen hat, erzählt er, wie Emil und Sophie sich wiedersehen und Mann und Frau werden. Bemerkenswert sind die Worte, die Emil am Schlusse des Werkes an seinen früheren Erzieher richtet und die in gewisser Hinsicht alles Vorangegangene widerlegen; sie lauten:

Gott verhüte, daß ich dich auch meinen Sohn erziehen liebe, nachdem du den Vater erzogen hast! Gott verhüte, daß eine so heilige und süße Pflicht je von einem anderen erfüllt würde als von mir, sollte ich auch für ihn ebenso gut wählen,

wie man für mich selbst gewählt hat: aber bleibe du der Lehrer der jungen Erzieher. Rate uns, leite uns: wir werden gelehrig sein; solange ich lebe, werde ich deiner bedürfen. Jetzt, wo meine Mannespflichten beginnen, brauche ich dich mehr als je. Du hast die deinigen erfüllt: führe mich, daß ich dir nachahne, und ruhe nun aus; es ist jetzt an der Zeit.

---



APR 18 '81 H



